



Mario Gattiker, Chef des Staatssekretariats für Migration

Lebenslüge Asyl

Der grosse Schweizer Selbstbetrug: Milliarden für falsche Flüchtlinge.

Von Philipp Gut

Wie rechts ist die AfD?

Deutsche Eiertänze nach dem Wahl-Erdbeben. *Von Wolfgang Koydl*

Ihr Herz brennt für Medizin und Recht

Die senkrechte Laufbahn der 31-jährigen Professorin Kerstin Vokinger.

Von Roman Zeller





TOYOTA

ALWAYS A
BETTER WAY

COROLLA HYBRID

JETZT BIS
CHF 5'000.-
KUNDENVORTEIL



UM LÄNGEN VORAUS!

DER COROLLA IST WIEDER DA. SEINE **NEUESTE HYBRID-TECHNOLOGIE** LÄSST ANDERE ALT AUSSEHEN: **180 PS FÜR MEHR TEMPERAMENT. ÜBER 1'100 KM REICHWEITE. VIEL RESERVEN FÜR EINE REIN ELEKTRISCHE FAHRT. STECKDOSE? NICHT NÖTIG** – DIE BATTERIE LÄDT ER AUTOMATISCH. **IN POWER UND EFFIZIENZ UM LÄNGEN VORAUS!**

NEXT 
**LEVEL
HYBRID**

180 PS LEISTUNG

ENERGIEEFFIZIENZ A

Corolla Hybrid Style, 2,0 HSD, 5-Türer, 132 kW/180 PS. Empf. Brutto-Verkaufspreis, inkl. MwSt., CHF 44'900.-, abzgl. Cash-Bonus von CHF 3'000.- = CHF 41'900.-, Ø Verbr. 3,9l/100km, CO₂ 89 g/km, En.-Eff. A. CO₂-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 21g/km. **Rechnungsbeispiel: Corolla Touring Sports Hybrid Trend**, 2,0 HSD, 5-Türer, 132 kW/180 PS. Ø Verbr. 3,9l/100 km, CO₂ 89 g/km, En.-Eff. A. CO₂-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 21 g/km. Brutto-Verkaufspreis, inkl. MwSt., CHF 39'800.-, abzgl. Cash-Bonus von CHF 3'000.- = CHF 36'800.-, inkl. Vorteil Mehrausstattung von CHF 1'000.- inkl. Vorteil Trend Plus-Paket von CHF 1'000.- = Kundenvorteil von CHF 5'000.-. Ø CO₂-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 137 g/km. Die Verkaufsaktionen sind gültig für Vertragsabschlüsse mit Inverkehrsetzung vom 1. September 2019 bis 31. Oktober 2019 oder bis auf Widerruf. Abbildung zeigt aufpreispflichtige Optionen.

Niemand ausserhalb von Sachsen oder Thüringen hatte wohl je von Wiebke Binder gehört, einer TV-Moderatorin beim Mitteldeutschen Rundfunk (MDR). Bis sie sich einen ungeheuerlichen Fauxpas erlaubte: Sie verwendete die Wörter CDU, AfD, bürgerlich und Koalition in einem Satz. Die Wellen schlugen bis in höchste politische Kreise in Berlin, denn wenn die Alternative für Deutschland etwas nicht sein darf, dann bürgerlich. Die AfD ist rechts, rechtsextrem oder gar rechtsradikal – so das Mantra der öffentlichen Meinung. Wolfgang Koydl ist diesem Vorwurf nachgegangen. Sein Fazit: Die AfD ist das, was einst die CDU/CSU war – bürgerlich und rechts der Mitte. Sie verhindert die Entstehung rechtsradikaler Parteien. **Seite 11, 38**

Die *Weltwoche* enthüllt: In einem streng geheimen Papier fordert die SVP, den Asylstatus abzuschaffen. Es wäre eine politische Revolution – und sachlich so richtig wie wirtschaftlich notwendig. Denn der Flüchtlingsbegriff ist hohl geworden. In den allerwenigsten Fällen geht es um den Schutz von Leib und Leben; es geht um eine gezielte Masseneinwanderung in den Schweizer Sozialstaat. Dennoch tun wir so, als ob es sich bei den Migranten nach wie vor um echte Flüchtlinge handle, wie unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg. Es ist ein grosses Theater, in dem die Asylbewerber uns täuschen – und wir uns selbst, schreibt Philipp Gut in der Titelseite dieser Ausgabe. Die Folgen für die Gesellschaft sind fatal. Und kosten die Steuerzahler Abermilliarden Franken. **Seite 16**

Literaturnobelpreisträger Elias Canetti besass zwar keinen Schweizer Pass, lebte aber viele Jahre in Zürich, der für ihn «liebsten aller Städte». 25 Jahre nach seinem Tod wirft Kurt Steinmann einen genauen Blick auf die Memoiren des grossen Schriftstellers. Viel darin sei wohl erfunden, meint Steinmann, trotzdem seien seine Bücher immer noch höchst lesenswert. Einen weiteren Schwerpunkt in unserer Literaturstrecke: eine Biografie von Elisabeth I., Englands Königin von 1558 bis 1603, die in diesen Tagen besonders aktuell ist. Brexit-Anhänger haben die Regentin zu ihrer Ikone erhoben. Zu Recht? **Seite 50–59**

Die *Weltwoche* baut ihr Angebot aus: Ab sofort erzählt Norbert Körzdörfer, 65, jede Woche über seine Erlebnisse mit den Hollywoodstars. Die neue Kolumne soll «Kino zum Lesen» sein, ein Schlüsselloch zu dieser «irre wunderbaren Welt des Seins, des Scheins und der Sehnsüchte», wie Körzdörfer sagt. Als Gesellschaftskolumnist der *Bild*-Zeitung kennt er diese Welt seit langem. Seine Geschichten



Klub der Optimisten: «Körzi» (l.) mit Bruce Willis.

findet er aber nicht nur an Filmfestspielen und Oscar-Partys, sondern auch bei sich zu Hause. So schrieb «Körzi», wie ihn alle nennen, mehrere Bestseller über sein Leben mit Jack-Russell-Hündin Ruby. Dass er Träger des Champagne-Preises für Lebensfreude ist und als Vorstandsmitglied im Klub der Optimisten wirkt, ist seinen Texten anzumerken. Wir heissen den neuen Kollegen herzlich willkommen. **Seite 61**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes
Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich
finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),
Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Michael Bahnerth, Rico Bandle (*Leitung Kultur*),
Alex Baur, Erik Ebnetter, Katharina Fontana,
Urs Gehriger (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser,
Christoph Mörgeli, Florian Schwab,
Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Andreas Honegger, Mark van Huisseling,
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,
Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
Thomas Renggeli, Chris von Rohr,
Peter Ruch, Peter Rüedi,
Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp,
Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger,
Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*),
Tamara Wernli, Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*),
Karin Erdmann
Bildredaktion: Jasmin Karim (*Assistentin*)
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Renate Brunner,
Nadia Ghidoli, Sandra Noser,
Katharina Dillier, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
Inga Huber

Verlag:
Verlagsleiter: Sandro Gianini
Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: GLA United
Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Guido Bertuzzi
Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung
der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine
Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

STIHL MACHT MIT HOCHDRUCK SAUBER



RE 95, RE 110, RE 130 PLUS
HOCHDRUCKREINIGER

Qualität macht Freude. Mit den STIHL Hochdruckreinigern können Reinigungsarbeiten rund um Haus, Garten und Fahrzeuge einfach, schnell und gründlich erledigt werden.

- Anti-Drill-Schnellkupplung
- Schnellverbindungssystem (RE 110)
- Stahlarmierter Hochdruckschlauch (RE 130 PLUS)

**EXKLUSIV BEI IHREM
FACHHÄNDLER**

MEHR AUF [STIHL.CH](https://www.stihl.ch)



STIHL

China, Umweltpakt

Trumps aussenpolitischer Irrtum. Uno auf dem Weg ins Mittelalter. Von Roger Köppel

Mein Verdacht: US-Präsident Donald Trump hat keinen Plan gegenüber China. Es ist die übliche Oberflächlichkeit der amerikanischen Aussenpolitik: Die Amerikaner sehen mit Blick auf andere Länder am Ende meistens, eigentlich immer, nur sich selbst. Deshalb halten sie die Chinesen für eine expandierende, weltausgreifende Macht, die sich ähnlich dominant verhalten möchte wie die Amerikaner. Aber stimmt das? Die Chinesen sind eine uralte Territorialmacht, keine Seemacht wie die USA. Sie haben ihre Kriege mehrheitlich in heimischen Gebieten und der näheren Umgebung geführt, sicher weniger weltumspannend als die USA. Seit Jahrhunderten versuchen die Chinesen, eine klassische Händlernationalität, über ausgedehnte Handelsrouten und Seidenstrassen ihre Produkte zu verkaufen.

Klar, es ist möglich, dass die Chinesen ihren Charakter verändern oder bereits verändert haben. Wer immer mehr Macht und mehr Geld hat, kann Verlockungen erliegen und Dinge tun, auf die er früher verzichten musste. Zudem ist die chinesische Regierung im Wandel vom Steinzeitkommunismus zur hybriden Form einer sozialistischen Marktwirtschaft, wobei die Chinesen heute kapitalistischer unterwegs sind als manche EU-Mitgliedstaaten; und Peking ist noch kein natürlicher Sympathieträger. Der Umgang mit Dissidenten und Minderheiten flösst im Westen noch nicht uneingeschränktes Vertrauen ein, um es zurückhaltend auszudrücken.

Trotzdem: Die aggressive Konfrontationsstellung der Trump-Regierung gegen China geht von Voraussetzungen aus, die möglicherweise falsch sind. Sehr gut denkbar, dass die Chinesen eine andere, freundlichere Aussenpolitik betreiben als die Amerikaner. Vielleicht darf man ihnen sogar glauben, wenn sie sagen, es gehe ihnen vor allem um Wohlstand und weniger um Macht. Schliesslich: Ist es nicht legitim, dass die Chinesen, denen der Westen im 19. Jahrhundert schreckliche Kolonialverbrechen antat, etwas pikiert reagieren, wenn die gleichen Westler, die China den Opiumkrieg gebracht haben, heute mit dem erhobenen Zeigefinger operieren und aussenpolitischen Druck aufsetzen?

Die US-Regierung, so weit mein Eindruck, macht Innenpolitik durch Aussenpolitik gegen China. Trump markiert den harten Mann, um

seine Wähler zu beeindrucken, vor allem die zahllosen arbeitslos gewordenen Fabrikarbeiter, deren Jobs nach Asien, Vietnam und zunächst sicher auch nach China ausgewandert sind. Indem Trump die Chinesen mit harten Zöllen belegt, gibt er diesen «deplorables», wie sie Hillary Clinton abschätzig nannte, das Gefühl, er tue etwas für sie; er werde die Jobs, die die Chinesen «geklaut» haben, wieder zurückbringen.

Das ist natürlich kompletter Unsinn. Das Problem der Amerikaner ist punkto Fabrikarbeitsplätze nicht China, sondern der Mangel an eigenen, gutausgebildeten Fachkräften aufgrund eines miserablen Schulsystems. In den USA gebe es, sagt man, nur Nobelpreisträger und Hilfsarbeiter, dazwischen nichts. Das hat was. Anstatt auf die Chinesen einzudreschen, könnte Trump ein duales Bildungssystem wie in der Schweiz aufziehen, um überhaupt die Arbeiter zu bekommen, die eine konkurrenzfähige Produktion braucht.

Ich bin sicher: Trump ist intelligent, er weiss das. Aber er weiss auch: Der Umbau eines Bildungssystems dauert lange und produziert nicht von Beginn weg Erfolg. Man muss zuerst untendurch. Gift vor den Wahlen. Da ist es leichter, die Konfrontation mit einem weitentfernten Land zu suchen, das sich als Feindbild bestens eignet.

Was aber ist Trumps Ziel? Will er mit den Chinesen einen Deal? Will er sie mit Zollschränken zumauern? Was ist das Endspiel? Ich fürchte, die Amerikaner wissen es selber nicht. Sie hauen drauf, aber nicht zu sehr, denn sonst heisst es, Trump sei schuld an einer Rezession. Das

mag auch der Grund sein, warum der Präsident neuerdings der amerikanischen Notenbank reinredet, auf dass die Zinsen vor den Wahlen schön tief bleiben.

Amerika hat viele bewundernswerte Vorteile und Stärken, aber leider sind die Amerikaner auch globaler Marktleader des Narzissmus, einer gelegentlich allzu ausgeprägten Ich-Besessenheit, die den Blick verstellt auf andere Kulturen.

Die Vereinten Nationen, dieser verdienstvolle Verbund ehrgeiziger Politiker, die intensiv damit beschäftigt sind, der Welt zu beweisen, dass die Uno die grösste und einzige Quelle des Guten auf diesem Planeten ist, haben nach dem Migrations- und Flüchtlingspakt nun erwartungsgemäss auch einen globalen «Umweltpakt» verfasst. Der Entwurf geistert zur Begutachtung bereits im Bundeshaus herum.

Es handelt sich, sollte der Pakt jemals durchkommen, was so sicher ist wie das Amen in der Kirche, um eine rechtlich unver-



Was ist das Endspiel?

bindliche, also dem demokratischen Prozess enthobene, dafür politisch um so verbindlichere Vorschriftensammlung. Staaten, die den Vertrag unterzeichnen, sind gehalten, den «Klimawandel» durch «staatliche Beihilfen» zu bekämpfen. Sie sollen alle staatlichen und wirtschaftlichen Unternehmungen auf ihre «Umweltverträglichkeit» hin prüfen lassen. Kontrollbürokratien sind aufzubauen, Berichte zu schreiben, und ausserdem verpflichtet sich die Regierungen darauf, «Masseninformationsmittel» bereitzustellen «mit erzieherischem Charakter über Ökosysteme und über die Notwendigkeit von Umweltschutz». Kurz: Propaganda.

Am besten aber finde ich Artikel 6, «Vorsorge»: Im Falle eines Risikos von «schweren oder unumkehrbaren Umweltschäden», wie zum Beispiel durch Klimawandel, dürfe das «Fehlen von wissenschaftlicher Gewissheit kein Grund sein, wirksame und angemessene Massnahmen zur Verhinderung von Umweltschäden auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben». Mit anderen Worten: Umweltschutz ist für die Uno keine Frage wissenschaftlicher Gewissheiten mehr, sondern eine Art offenbarte, sich selbst rechtfertigende Glaubenswahrheit, die ausdrücklich auch ohne wissenschaftliche Grundlage gelten und nach der gehandelt werden soll.

Ohne es vermutlich zu wollen, offenbart der Uno-Umweltpakt damit den tief antiaufklärerischen, geradezu mittelalterlichen Denkstil einer modernen, radikalen Umweltreligion, die Gott entmachtet und an dessen Stelle den Menschen in seiner Eigenschaft als gläubig-rot-grüner Politiker installiert hat.

Bei uns ist kein Kunde König. Unsere Patienten sind Kaiser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Plötzlich obenauf: Tom Zürcher. Seite 52



Köpfchen: Kerstin Vokinger. Seite 12



«Wo es einmal einen Wald gab, kann ein Wald zurückkehren.»

Tony Rinaudo: Seite 40

Titelgeschichte

16 Lebenslüge Asyl

Einwanderer in den Sozialstaat kosten die Steuerzahler Milliarden

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Kommentare
Hände weg von Cassis
- 10 Zeitgeist «Lehrperson»
- 10 Gesellschaft Falsches Feindbild
- 11 Hans-Georg Maassen
Brief aus Dresden
- 12 **Kopf der Woche** Kerstin Vokinger
Talentierte Jungprofessorin
- 20 Mörgeli
Regierungsrätliche Restmandate
- 20 Bodenmann
Spitäler: 41 Mal Rennaz reicht aus
- 21 Medien Fauler Zauber
- 21 Die Deutschen Gute Politik

Inland

- 24 Doris Leuthard
D wie Disaster
- 26 Sozialpolitische Frivolitäten
Geld verteilen und das Falsche tun
- 28 Vorteil Freisinn Smartvote
ignoriert das Rahmenabkommen
- 29 Umwelt
Grünes Glaubensbekenntnis

- 32 Mit dem linken Fuss
ins rechte Eck
Unser All-Star-Team im Bundeshaus
- 36 Einspruch
Schluss mit der Prohibition

Ausland

- 38 **Wie rechts ist die AfD?**
Deutschland nach den Wahlen
- 41 Inside Washington Star Force!
- 43 Kamer
«Seit 5:45 wird zurückgeschossen»
- 44 Making of Macron
Messias der Milliardäre
- 47 Gegenrede
Wie frei darf Hongkong bleiben?

Wirtschaft & Wissenschaft

- 30 Entfremdung im Dorf
Auguste Forel und die
Trinkerheilstätte Ellikon
- 34 Iqbal Khan
Banker und Menschenfreund
- 37 Gesundheitswesen
Spannung unter Psychiatern
- 40 Tony Rinaudo «Crazy Tony»
lässt die Wüste blühen

Literatur-Extra

- 50 Elias Canetti, Katja Oskamp,
Tom Zürcher, Quentin Mournon,
Stieg Larsson etc.

Rubriken

- 9 Im Auge Luis Enrique
- 14 Personenkontrolle
- 15 Nachruf Hans Rausing
- 22 Darf man das?
- 22 Leserbrief
- 23 Fragen Sie Dr. M.
- 31 Die Bibel Sozialismus
- 48 Ikone der Woche Roman Polanski
- 57 Jazz Franco Ambrosetti Quintet
- 60 Kino «Late Night»
- 61 Knorrs Liste
- 61 **Körzis Hollywood**
Angst im Paradies
- 62 Thiel Kinderfragen
- 62 Namen
Viel Goodwill für Schweizer Mode
- 62 Fast verliebt
Tausendmal berührt
- 63 Unten durch Gegenangriff
- 64 Wein Wucht in Samt und Seide
- 64 Salz & Pfeffer
Man isst, was auf den Tisch kommt
- 65 Auto Aston Martin DBS Superleggera
- 66 Tamaras Welt
Beklopptes Geschenk

EIN BLICK SAGT ALLES.

DER NEUE RANGE ROVER EVOQUE



ABOVE & BEYOND



Der neue Range Rover Evoque fühlt sich auf unbefestigten Wegen genauso wohl wie in der Stadt und legt dabei die Leistungsfähigkeit eines echten Land Rover an den Tag. Sein Design weiss auf den ersten Blick zu gefallen, wobei seine unverkennbare Silhouette an ein Coupé erinnert. Mit seinen dynamischen Matrix-LED-Scheinwerfern und den animierten Blinklichtern setzt er in jeder Umgebung stilsichere Akzente. Sie sehen schon, der Evoque ist ein wahrer Blickfang.

Jetzt bei Ihrem Land Rover Fachmann Probe fahren.

landrover.ch

KRIMI DINNER

Sa,
28. Sep.
2019

Mord am Filmset



Spannender Theater-Abend mit einem 4-Gang Dinner
im Hotel Riverside in Glattfelden (ZH)

CHF 149.-/Person (inkl. Theater, 4-Gang Dinner, Mineralwasser, Bier, Wein, Kaffee)

Ticket online kaufen:

www.riverside.ch/veranstaltungen

keine Abendkasse



riverside

Seminar- und Eventhotel

Spinnerei-Lettenstrasse
8192 Zweidlen-Glattfelden

+41 43 500 92 92
www.riverside.ch

Hände weg von Cassis

Von Erik Ebnetter — GLP-Präsident Jürg Grossen denkt öffentlich über die Abwahl eines FDP-Bundesrats nach. Treffen würde es Ignazio Cassis. Es wäre zum Schaden der Schweiz.



Modell mit starker Opposition: GLP-Chef Grossen.

Nationalratswahlen sind, wenn über Bundesratssitze spekuliert wird. GLP-Präsident Jürg Grossen sagte kürzlich im *Blick*: «Sollten sich die bisherigen Trends bewahrheiten und die GLP und die Grünen deutlich zulegen und der rechtsbürgerliche Block aus FDP und SVP verlieren, muss man die Zusammensetzung des Bundesrats diskutieren. Es ist nicht erklärbar, dass die politische Mitte mit rund 30 Prozent bloss einen Sitz hat und die FDP mit deutlich unter 20 Prozent auf zwei Sitze kommt.»

Nicht erklärbar?

Die Geschichte ist verbrieft: Die GLP entstand als Abspaltung der Grünen, eben weil die Grünen nicht in der Mitte politisierten, wie sie es in ihren Ursprüngen mitunter taten, sondern weit links davon. Es gibt keinen Mitteblock, der 30 Prozent stark ist, wie Grossen sagt, und es wird ihn nach menschlichem Ermessen auch nach den Wahlen nicht geben. Wenn die GLP die Grünen rhetorisch eingemeindet, um einen zweiten Bundesratssitz für die Mitte zu beanspruchen, ist das so falsch, wie wenn die SVP die Wähleranteile der BDP anführen würde, um einen dritten Sitz für die ländlich-gewerbliche Schweiz zu fordern.

Grossen irrt aber noch in einem zweiten Punkt: FDP und SVP haben sich nicht in einem «rechtsbürgerlichen Block» zusammengefü-

den. Mögen die beiden Parteien auch in vielen Fragen programmatisch übereinstimmen, sind sie im parlamentarischen Alltag oft anderer Meinung. Die ablaufende Legislatur ist ein einziges, überlanges Exempel dafür.

Wer Bundesratssitze nach Blöcken sortieren will, stösst unter den herrschenden Bedingungen ohnehin an Grenzen. Die Schweiz ist eine Konkordanzdemokratie: Die wichtigsten Parteien sind in der Regierung vertreten, ohne dass sie dafür eine Koalition bilden müssen. Allianzen können wechseln, je nach Geschäft. Das funktioniert, weil die Konkordanz arithmetisch ausgestaltet ist. Konkret: Die drei wählerstärksten Parteien – darunter die FDP – haben je zwei Sitze, die viertstärkste einen.

Diese Zauberformel hat keinen Ewigkeitsanspruch, müsste aber auch in neuer Gestalt harte Kriterien wie Wähleranteile oder Parlamentssitze berücksichtigen. Dass die wichtigsten Parteien sich je auf eine inhaltliche Konkordanz einigen könnten, ist abwegig. Zu unterschiedlich sind ihre Interessen. Wer anderes behauptet, unterstützt faktisch ein Modell mit starker Opposition. Das wäre der Schweiz nicht fremd: Es existierte bis 1959. Letztlich ist aber die Konkordanz das kongeniale Regierungsprinzip für eine direkte Demokratie, denn es erleichtert breite Kompromisse, die Volksabstimmungen überstehen. Wer daran rüttelt, muss gute Gründe haben.

Affront gegenüber dem Tessin

Ganz offensichtlich fehlen solche Gründe. «Wenn Ökoparteien bei den Wahlen zulegen: Grüne wollen den Sitz von Cassis», titelte der *Blick*. Es ist bekannt, dass viele Politiker aus der Mitte und dem linken Spektrum mit FDP-Bundesrat Ignazio Cassis fremdeln. Sie würden eher ihn abwählen als Karin Keller-Sutter, seine Amts- und Parteikollegin – obschon sie leichter zu ersetzen wäre. Es gibt grüne und grünliberale Frauen mit Bundesratsformat. Hingegen ist weit und breit kein grüner oder grünliberaler Tessiner in Sicht, der Cassis ablösen könnte. Seine Abwahl wäre ein Affront gegenüber der italienischen Schweiz, die lange hatte warten müssen, bis sie endlich wieder einmal einen Bundesrat bekam.

Anders formuliert: Wer mit einem Angriff auf Cassis liebäugelt, gefährdet nicht nur die Konkordanz – eine neue Zauberformel müsste erst gefunden werden –, sondern ist auch bereit, einen Sprachenstreit zu provozieren. Beides wäre zum Schaden der Schweiz.

Ich kämpfe



Luis Enrique, Vater und Fussballtrainer.

In den spanischen Arenen blieb es eine Minute totenstill, es pochten nur die Herzen. Noch erstaunlicher war das Schweigen davor. Während Monaten hielten die Medien, die sonst gierig jedes Unglück ausschlachten, die traurige Geschichte unter Verschluss, den tragischen Grund, weshalb der Fussball-Nationaltrainer Luis Enrique, 49, Ende März seine Mannschaft in Malta im Stich gelassen und schliesslich im Juni demissioniert hatte.

Die schockierende Erklärung, die Luis Enrique selber bekanntgab: Sein Töchterchen Xana, das im Stadion gerne eine grosse Flagge für den Papa flattern liess, ist mit neun Jahren an Knochenkrebs gestorben. Ministerpräsident Pedro Sánchez schickte «eine Umarmung», Rafa Nadal kondolierte, und vielleicht kam das zerrissene Spanien einige Tage zur Besinnung. Luis Enrique ist ein Grenzgänger der Versöhnung im Katalonienkonflikt. Er stammt aus Gijón am Atlantik, und sein Gesicht, auch als er ein Star auf dem Rasen war, zuerst fünf Jahre für Real Madrid, dann acht Jahre für den FC Barcelona, verrät Melancholie und Härte dieses Menschenschlags. Seine Mitspieler nannten ihn «Lucho» (ich kämpfe). Seine Frau Elena Cullell, eine Ökonomin, hält er seit 22 Jahren heraus aus dem Fussballlärm. Sie bekamen drei Kinder, Xana war das Nesthäkchen. Nach dem Karriereende als Spieler stürzte er sich in Selbstfindungstrips wie den Fünftage-Marathon durch die Sahara oder den Ironman. Den ersten Top-Job als Trainer bei AS Roma kündigte er, unzufrieden mit sich selber. Dann rief ihn sein FC Barcelona zurück, in einer traumatischen Krise, ausgelöst durch den Krebstod eines Vorgängers, Tito Vilanova, der bis zuletzt auf der Bank ausgeharrt hatte. Luis Enrique gewann auf Anhieb das Triplete, also Meisterschaft, Pokal und Champions League in einer Saison. Nach zwei Jahren ging «Lucho» wieder, fast lautlos.

Den Tod seines Kindes hat er über Twitter gemeldet. Er bedankt sich für die Anteilnahme und das Respektieren der Privatsphäre seiner Familie. Peter Hartmann

«Lehrperson»

Von Rico Bandle — Eine Berufsgruppe hat die Selbstachtung verloren.

Das unterbeschäftigte Beamte sich ständig neue Sprachregelungen ausdenken, daran hat man sich gewöhnt. Der «Leitfaden für geschlechtergerechte Sprache» des Bundes umfasst – man halte sich fest – 191 Seiten. Im Alltag bleibt dies weitgehend folgenlos. Die meisten Leute lassen sich nicht vorschreiben, wie sie zu reden haben. Ausser die Lehrer.

Irgendwann dachte sich wohl ein findiger Bildungsbeamter, die Begriffe «Lehrerin» und «Lehrer» seien nicht gendert, man müsse sie ersetzen. So entstand die «Lehrperson». Anstatt darüber zu lachen und den Vorschlag zu ignorieren, machten ihn sich die Lehrer kritiklos zu eigen. Selbst in privaten Gesprächen reden sie seither nur noch von «Lehrpersonen».

In ihrem unterwürfigen Eifer haben die Pädagogen übersehen, wie unsinnig diese Wortkonstruktion ist. «Lehrperson», das tönt so, als müsse man klarstellen, dass es sich bei Lehrern tatsächlich um Menschen handelt und nicht um Maschinen. Oder um Tiere. Entsprechend müssten sich Journalisten «Schreibpersonen» nennen, Lastwagenfahrer «Steuerpersonen».

Auch gendert technisch ist der Begriff ein Missgriff: Er ist ein Paradebeispiel dafür, wie verwickelt es ist, wenn man das sprachliche Geschlecht mit dem biologischen gleichsetzt.

Das tönt, als müsse man klarstellen, dass es sich bei Lehrern tatsächlich um Menschen handelt.

Wer sagt, man dürfe den männlichen Begriff «Lehrer» nicht gebrauchen, weil dieser die Frauen ausschliesse, darf auch nicht von einer «Lehrperson» sprechen, schliesslich ist dieser Begriff weiblich. Männer könnten sich diskriminiert fühlen. Dasselbe gilt für die ebenfalls verbreitete «Lehrkraft». Auch «Lehrmensch» ginge nicht, da «Mensch» zum Ärger mancher Feministin männlich ist. Immerhin ist «Mensch» und «Mann» im Deutschen nicht dasselbe Wort wie im Englischen. Als passable Alternative bliebe «Lehrsubjekt». Dieser Begriff ist ein Neutrum und damit genauso gendert wie eine geschlechtsneutrale Toilette. Leider auch ähnlich attraktiv.

Die Lösung für das Problem liegt auf der Hand. Hätten die Lehrer noch etwas Selbstachtung, wären sie längst selber darauf gekommen: Man könnte einfach wieder «Lehrerinnen» und «Lehrer» sagen.

Falsches Feindbild

Von Katharina Fontana — Ein Fünftel der jungen Muslime in der Schweiz sieht im Mann das Familienoberhaupt, das seine Frau schlagen darf. Der Feminismus arbeitet sich derweil am alten weissen Mann ab.

Seit letzte Woche ein Nordmazedonier seine Getrennt von ihm lebende Ehefrau im zürcherischen Dietikon getötet hat, wird intensiv über die Frage diskutiert, was gegen häusliche Gewalt unternommen werden kann. Nicht gerade hoffnungsfroh stimmt einen da eine kürzlich publizierte Studie der Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaften (ZHAW), die diese Woche von der *Aargauer Zeitung* aufgegriffen wurde. Für die Studie waren knapp 600 Schulklassen – von Gymnasien über Fachmittelschulen bis zu Berufsschulen – in zehn Kantonen befragt worden. Die Schüler konnten sagen, was sie von Aussagen halten wie «Der Mann ist das Oberhaupt der Familie und darf sich notfalls auch mit Gewalt durchsetzen» oder «Wenn eine Frau ihren Mann betrügt, darf der Mann sie schlagen».

Rückständiges Frauenbild

Die Forscher der ZHAW – einer politisch «unverdächtigen» Hochschule – kommen zu Ergebnissen, die in sozialromantischen Kreisen wenig Gefallen finden dürften. Denn die Antworten zeigen frappierende Unterschiede zwischen den Nationalitäten und Religionen, die man nicht einfach schönreden kann. So befürwortet von den befragten Schweizern jeder zwanzigste junge Mann Gewalt in der Familie, bei Schweizern mit Migrationshintergrund ist es bereits jeder Zehnte, und von den Jugendlichen aus Sri Lanka, Mazedonien und Kosovo hält es jeder Fünfte für gerechtfertigt, wenn sich ein Mann bei seiner Frau hin und wieder mit Schlägen Respekt verschafft. Ein ähnliches Bild zeigt sich bei der Religionszugehörigkeit: Noch am friedlichsten sind die protestantischen Jugendlichen und die Religionslosen, bei denen rund 4,5 Prozent den Mann als Familienoberhaupt mit Gewaltanspruch sehen. Die Katholiken zeigen mit rund 7 Prozent bereits ein grösseres Machogehabe. Den unrühmlichen Spitzenplatz nehmen die muslimischen Schüler ein: Fast 20 Prozent stimmten der Aussage zu, dass der Mann sich zu Hause notfalls mit Gewalt durchsetzen und die Frau körperlich bestrafen dürfe.

Dass selbst heute noch eine beachtliche Zahl an jungen Männern derart antiquierten Vorstellungen anhängt und sich selber als natürliches Haupt der Familie betrachtet, das auch mal zuschlagen darf, irritiert gewaltig. Und man fragt sich unwillkürlich, wie und wo all die Machos, die sich hierzulande in den nächsten Jahren auf Partnerschaftssuche und auf den

Heiratsmarkt begeben werden, eine Frau finden wollen, die sich ihnen unterzuordnen bereit ist. Die Studie zeigt zudem, was jeder weiss, der mit offenen Augen durchs Leben geht: Das rückständige Frauenbild, das viele Männer mit patriarchalisch geprägter Herkunft haben, führt vermehrt zu Konflikten.

Die Einzigen, die nicht oder nur höchst ungern darüber reden wollen, sind paradoxerweise feministische Kreise. Von ihnen ist so gut wie nie eine klare Ansage zu hören, dass man das Machogehabe der jungen Männer ausländischer Abstammung nicht toleriert. Lieber kapriziert man sich auf Geschlechterquoten für Chefetagen oder auf Gendersternchen in der Schriftsprache. Oder drischt auf die alten weissen Männer ein, die seit #MeToo zum Lieblingsfeindbild in der Gender-Debatte und zum Inbegriff der männlichen Schlechtigkeit geworden sind – zu all dem, was heute angeblich nicht mehr geht und endlich überwunden werden muss.

In diesem Punkt sollte die hiesige Frauenbewegung endlich umdenken und ihre Geschosse neu ausrichten. Die alten weissen Männer mit ihren (nicht mehr so zahlreichen) Privilegien mögen für Feministinnen zwar eine Provokation sein. Doch die echten Tragödien für Frauen spielen sich anderswo ab.



Die echten Tragödien spielen sich anderswo ab.



Brief aus ...

Dresden

Von Hans-Georg Maassen —
An meiner Party nach der Wahl in Sachsen und Brandenburg waren die Schönredner das grosse Thema. Merkt die CDU eigentlich, dass die Talfahrt noch nicht beendet ist?

Im August war ich auf Wahlkampf für lokale CDU-Kandidaten und reiste in kleinere und grössere Orte Sachsens und Brandenburgs. Orte, die mit ihren Namen die deutsche Provinz schön beschreiben: Riesa, Radebeul, Lampertswalde, Werder, Hoppegarten, Plauen. Orte, die jeweils auf ihre Art reizvoll sind, die aber andere Probleme haben als Berlin, München oder Hamburg – zum Beispiel fehlende Zugverbindungen oder ein lückenhaftes Mobilfunknetz.

Vermutlich waren die Wahlkampfveranstaltungen für mich interessanter als für die Bürger. Ich erfuhr von ihren Problemen und ihren Erwartungen an die Politik. Es ging um einfache, aber für die lokale Bevölkerung wichtige Angelegenheiten, wie die Schliessung des einzigen Supermarkts vor Ort oder die Ausdünnung des Busfahrplans. Die zentralen Themen in den Diskussionen waren aber andere: Asylpolitik, Gewaltkriminalität, marode Infrastruktur und immer wieder Meinungsfreiheit und Massenmedien. Der Klimawandel spielte hingegen keine Rolle.

Historischer Tiefstand

Ich spürte Zorn auf «die da oben». Und ich spürte Unverständnis über eine Politik, die Probleme nicht löst. Wiederholt sagten mir Bürger: «Wenn die Werteunion die CDU wäre, dann wäre die CDU für mich wieder wählbar.» Mir war klar, dass die CDU bei den Landtagswahlen schlecht abschneiden würde. Vermutlich sogar sehr schlecht.

Dann kam der Wahltag. Ich reiste nach Dresden. Die Werteunion hatte zu einer

Wahlparty in ein Hotel geladen, um sich bei den Wahlhelfern zu bedanken. Regungslos nahmen wir die Hochrechnungen hin: erhebliche Verluste für die CDU in beiden Bundesländern.

In Sachsen verlor die Partei 7,3 Prozentpunkte und landete bei 32,1 Prozent – ihr schlechtestes Ergebnis überhaupt. Bis zur Landtagswahl 2004 verfügte die CDU über eine satte Mehrheit von 56 Prozent oder mehr und konnte allein regieren. Jetzt braucht sie zwei Koalitionspartner, will sie nicht eine Minderheitsregierung bilden. In Brandenburg resultierte ein Verlust von 7,4 Prozentpunkten und ein historischer Tiefstand mit 15,6 Prozent.

Mit den Wahlen in Brandenburg und Sachsen muss die Union zum zehnten und elften Mal seit 2016 grosse Verluste einstecken. Verluste, die zum gewaltigen Anwachsen der AfD führten. Elf Wahlen mit solchen Verlusten sollten



Signal aus Lampertswalde: Autor Maassen.

ein Grund für die Parteiführung sein, am Wahlabend den Wählern das Signal zu geben: Wir haben verstanden, ein Weiter-so mit diesem Spitzenpersonal und dieser Politik wird es nicht mehr geben.

Wir verfolgten auf unserer Wahlparty aufmerksam die Kommentare der Spitzenpolitiker. Vielleicht kennen Sie die Spezies der Schönredner? Menschen, die unbequeme Realitäten wegreden, verzwergeren oder verniedlichen. Oftmals absichtlich, um die Wahrheit zu vernebeln, manchmal aber auch reinen Herzens und guten Gewissens in einer Art Autosuggestion, weil sie in einer alternativen «Realität» leben.

Die Politik ist für einen Schönredner das ideale Biotop. Ich möchte sogar behaupten, es sind fast Laborbedingungen für Schönredner, in de-

nenes die besten zu einer bewundernswerten Meisterschaft bringen. Einem Fernsehbeitrag zufolge soll es einem deutschen Bundesminister durch sein meisterhaftes Schönreden über die Flüchtlingskrise sogar gelungen sein, verwelkte Blumen wieder erblühen zu lassen.

Die Talk-Runden der Parteifunktionäre am Wahlabend waren ein Wettbewerb im Schönreden. Dort hiess es: Die CDU habe die Sachsen-Wahl gewonnen, weil sie die stärkste Kraft sei. Die Verluste würde man «mit Demut sehen», der Landtag bestünde weiterhin aus «einer übergrossen Mehrheit von positiven Kräften, und das macht mich froh». Mit Blick auf frühere schlechte Umfragewerte sei eine «unglaubliche Aufholjagd» gelungen.

Kein Unrechtsbewusstsein

Es herrschte bei uns ungläubiges Staunen über diese Frivolität des Schönredens. Kein Eingeständnis der Funktionäre, dass sie über Jahre schwere Fehler gemacht hatten, keine Ankündigung einer Kurskorrektur, keine Aussage, dass aus diesen Wahlschlappen gelernt werde, kein Rücktritt. Nicht einmal ein Funken von Scham, Schuld oder Unrechtsbewusstsein.

Meinten die Schönredner das, was sie sagten, oder meinten sie etwas anderes? Sie meinten etwas anderes. Sie meinten: Das Wahlergebnis ist für uns belanglos. Wir machen einfach weiter so wie bisher. Solange wir in einer Regierung sitzen, verlieren wir nicht. Ob 50, 40 oder 30 Prozent, wir regieren und suchen uns ausser der AfD den Rest im Parlament als Mehrheitsbeschaffer. Das war es, was die Parteifunktionäre eigentlich sagten.

Die Talfahrt der CDU ist noch nicht beendet. Es gibt Spielraum nach unten. Wir werden es vielleicht schon in einem Monat bei der Landtagswahl in Thüringen sehen. Weitere Verluste sind offensichtlich politisch schon einkalkuliert. Solange die CDU mit den Restparteien gegen die AfD eine Koalition bilden kann, wird es beim Weiter-so bleiben.

Was wir brauchen, ist etwas anderes: eine klare Politikwende im Sinne der Menschen in Radebeul, Lampertswalde und anderswo. Wenn die Parteifunktionäre es nicht anpacken, müssen es vielleicht andere tun.

Mehr zum Thema: **Seite 38**

Hans-Georg Maassen war Präsident des Bundesamtes für Verfassungsschutz. Er gehört zu den prominentesten Kritikern von Kanzlerin Merkel. Maassen ist Mitglied der konservativen Werteunion, einer Gruppe innerhalb der CDU.

Eine der klügsten Frauen der Schweiz

Von Roman Zeller und Nathan Beck (Bild) — Kerstin Vokinger, 31, hat einen Dokortitel in Medizin und einen in Rechtswissenschaft. Neuerdings ist sie Professorin an der Universität Zürich. Die Anwaltsprüfung machte sie nebenher. Wie passt das alles in ein Leben?

Ein Treffen mit ihr dauere höchstens eine Stunde, sagte sie am Telefon. So viel habe sie nicht über sich zu erzählen, sie sei ja erst 31. «Frau Vokinger, sind Sie ein Wunderkind?», frage ich sie trotzdem, nachdem sie eben erst im Café am Zürcher Bellevue angekommen ist. Sie schaut weg und lächelt verlegen. «Das ist sehr freundlich von Ihnen.» Nein, als Wunderkind fühle sie sich nicht. Es gebe andere, die Beeindruckenderes geleistet hätten. Wie viel Understatement in dieser Aussage mitschwingt, verraten die Titel, die sie führt: Prof. Dr. iur. et Dr. med. Kerstin Vokinger, LL.M, Rechtsanwältin – und das alles mit, nochmals, 31 Jahren.

Ausgedeutet heisst das: Vokinger ist Professorin an der Universität Zürich und hat zwei Dokortitel, einen in Rechtswissenschaft, einen in Medizin, zudem einen US-amerikanischen Postgraduierten-Abschluss sowie das Zürcher Anwaltspatent. Als speziell will Vokinger sich aber nicht bezeichnet wissen. «Ich bin absolut normal», insistiert sie.

«Sehr asiatisch erzogen»

Aufgewachsen zusammen mit ihren Eltern und ihrem jüngeren Bruder in einem Dörfchen im Aargau, wusste sie schon in der Primarschule, dass sie Anwältin werden wollte. Ihr Vater, ein gelernter Vergolder, der auf zweitem Bildungsweg Wirtschaft studiert hatte, erzählte ihr von diesem Beruf. Medizin war sein Wunsch Nummer zwei. Ihrem Vater sei aber wichtig gewesen, dass sie «einen Nagel grad einschlagen» könne. Dass Bildung einen wichtigen Stellenwert in der Familie hat, erklärt Vokinger mit der Herkunft ihrer Mutter, die von den Philippinen stammt. «Sie hat uns sehr asiatisch erzogen.»

«Eine tiger mom?», will ich wissen. Die Jungprofessorin lacht. «Den Begriff habe ich schon einmal gehört. Ich würde es aber nicht so formulieren. Bildung hat dort, wo meine Mutter aufgewachsen ist, einfach einen hohen Stellenwert.»

Vokinger war drei, als sie mit dem Klavierspiel begann. Ein Jahr später kam Ballett hinzu, später Tennis, zwischendurch lernte sie englische Grammatik, um ihre zweite Muttersprache auch schriftlich perfekt zu beherrschen. Die ersten Sonaten hatte sie mit fünf oder sechs Jahren im Repertoire. Als Gymnasiastin spielte sie Klavier und Orgel und verdiente damit ihr Sackgeld. Die Schule rückte zu dieser Zeit in den Hintergrund. Die Kantonsschule Baden schloss sie nicht als Jahr-

gangs- oder Klassenbeste ab, sondern mit einer Fünf im Schnitt im gehobenen Mittelfeld.

Im Herbst 2007, mit neunzehn Jahren, begann Vokinger, wie sie es immer im Kopf gehabt hatte, mit dem Rechtsstudium an der Universität Zürich. Bald hinterfragte sie ihre Wahl: «Ich merkte, dass Recht und Gerechtigkeit nicht dasselbe sind. Das hat mich extrem mitgenommen.» Sie fing an, sich mit Medizin zu beschäftigen. «Ich dachte damals: «Medizin ist so interessant, und man hilft den Menschen. Das wär's doch.» Sie schrieb sich für den Numerus Clausus ein, den sie prompt bestand – wie auch das erste Jahr bei den Juristen, bei dem durchschnittlich 50 Prozent der Studenten ausgesiebt werden. Ihr Schnitt: 5,7.

Fortan standen sowohl Medizin- als auch Rechtsfächer auf ihrem Stundenplan, was eigentlich gar nicht erlaubt ist. Die Uni toleriert auf Bachelorstufe kein Doppelstudium. «Ich habe dann», berichtet Vokinger mit einem verschmitzten Unterton, «einen Weg gesucht, um trotzdem zum Ziel zu kommen – so, wie wir das im Rechtsstudium lernen.»

Der Trick nennt sich «Schattenstudium». Vokinger schrieb sich für Medizin ein und machte parallel dazu alle Rechtsprüfungen – «das kontrolliert ja sowieso niemand». Um

«Andere lesen als Hobby. Bei mir waren es Rechts- und Medizinbücher. Ich habe das gern gemacht.»

den Aufwand meistern zu können, gab sie das Klavierspiel auf. Als sehr einschränkend habe sie das Doppelstudium aber nicht empfunden: «Andere lesen als Hobby. Bei mir waren es Rechts- und Medizinbücher. Ich habe das gern gemacht.» Was hat sie angetrieben? «Mein Herz brannte einfach dafür, obwohl...» – Vokinger hält kurz inne – «...mein Leben geriet recht durcheinander.»

Immense Schaffenskraft

Das Feuer in ihr, sagt Professor Thomas Gächter am Telefon, habe er sofort bemerkt. Er meldet sich beim Schreibenden trotz dreitägiger Dauersitzung. Er gibt gerne über seine ehemalige Lehrstuhlassistentin und Doktorandin Auskunft. Kennengelernt hat er sie in ihrem zweiten Studienjahr auf einer Seminarreise nach Istanbul. Im Gespräch habe er damals eine «unglaubliche Kraft» gespürt, sagt Gäch-

ter, der selbst früh, mit 33 Jahren, Professor wurde. «Während des Seminars war sie aber sehr ruhig, weil sie kurz vorher privat einen Schicksalsschlag erlitten hat.»

Professor Gächter, der damals in der Fakultät für Nachwuchsförderung zuständig war, nahm Vokinger unter seine Fittiche und bot ihr im Rahmen einer wissenschaftlichen Assistenz an seinem Lehrstuhl auch die Möglichkeit für Publikationen. «Es gibt viele gescheite Menschen», sagt er. «Unglaublich ist vor allem ihre immense Schaffenskraft. Ich musste sie eher bremsen. Mir ist es bis heute ein Rätsel, wann sie schläft.» Es kam vor, dass er, wenn er bis tief in die Nacht arbeitete, um drei Uhr morgens postwendend eine Antwort-Mail bekam. Irgendwann – es habe ihn fast aus den Socken gehauen – teilte sie ihm mit, dass sie «übrigens die Anwaltsprüfung bestanden» habe.

Umworben von Harvard

Ich frage Vokinger, wie das genau vor sich gegangen sei mit dem Anwaltsexamen. Sie winkt ab, lacht und erklärt, dass sie damals gerade ihre Dissertation geschrieben, als Anwaltspraktikantin auf einer Kanzlei gearbeitet und noch Medizin studiert habe. «Die Kanzlei» – in der sie zu 100 Prozent angestellt war – «kam mir aber sehr entgegen. Ich durfte die obligatorischen Medizinpraktika besuchen. Am Abend habe ich dann einfach noch ein bisschen gearbeitet.» Auf die Anwaltsprüfung lernte sie einen Monat lang. Das sei wahnsinnig, entgegne ich; andere – auch aus meinem Umfeld – würden ein halbes Jahr lang lernen. «Neeeein», meint Vokinger, «das könnten Sie und Ihre Freunde auch.»

Vokinger arbeitet mit Zielen, sie braucht Druck, um effizient zu sein. Für die Anwaltsprüfung las sie einfach die Bücher und markierte Sätze. Streng sei gewesen, dass sie zwei Wochen nach der mündlichen Anwaltsprüfung die mündliche Pathologieprüfung – die Vorprüfung für das Staatsexamen – absolvieren musste. Ein Fehlversuch wäre nicht drin gewesen, ihr «Plan» wäre dann nicht aufgegangen: Sie wollte, mit damals 26, unbedingt ins Ausland, wie Mentor Gächter es ihr auch empfohlen hatte.

Vokinger bewarb sich bei vier Spitzenuniversitäten und bekam von allen eine Zusage. Sie entschied sich für Harvard, auch weil Urs Gasser, der einzige Schweizer Professor an der Harvard Law School, sich persönlich bei ihr meldete und ihr neben dem Studium eine



Manchmal wird sie für eine Studentin gehalten: Prof. Dr. iur. et Dr. med. Kerstin Vokinger, LL.M., RA.

Forschungstätigkeit an seinem Institut anbot. Vokinger erzählt, sie habe vor allem «Lebenserfahrung» sammeln wollen. Sie erinnert sich auch an Partys und durchwachte Nächte, die sie allerdings nüchtern erlebte. «Ich vertrage keinen Alkohol», sagt sie und geniert sich fast ein wenig. «Ich habe asiatische Gene. Ich hatte das erste Mal ein Glas Wein mit meiner Mutter. Das ging aber nicht, das steigt mir z Chopf.»

Vokinger schwärmt von ihrer Zeit in Harvard. «Es hat mir so gut gefallen, ich wollte bleiben. Und ich fasste dort den Entschluss, dass ich

Auf die Anwaltsprüfung lernte sie einen Monat lang.

in die Wissenschaft möchte.» Ihr wurde (was hierzulande mit einer Habilitationsschrift vergleichbar ist) eine Postdoc-Fellowship der Harvard Medical School an der Schnittstelle zwischen Recht und Medizin ermöglicht.

Zu Tränen gerührt

Im April 2019, so steht es in Vokingers Lebenslauf, beendete sie das Postdoktorat-Studium. Nahtlos, ab Mai 2019, begann die Professur an der Universität Zürich für öffentliches Recht, Digitalisierung sowie an der interdisziplinären Schnittstelle zur Medizin. Ihre Habilitation ist sie am Finalisieren.

Als sie nach einem einjährigen Auswahlverfahren zur Professorin berufen wurde, war sie zu Tränen gerührt. An die Worte von Rektor Michael Hengartner erinnert Vokinger sich genau: «Ich freue mich sehr, dass ich der Erste bin, der Ihnen gratulieren darf.» Aus Berlin bestätigt Hengartner, dass er sogleich zum Hörer griff, nachdem der Entscheid festgestanden hatte. Er bezeichnet Vokinger als «totale Bereicherung» für die Universität. Sie sei ein *rising star*, die Publikationsliste – sechs A4-Seiten mit Arbeiten auf zwei Forschungsgebieten – spreche für sich.

Vokinger nennt es einen Traum, der mit der Professur in Erfüllung gehe. Sie fühle sich äusserst wohl im «sehr, sehr kompetitiven akademischen Umfeld». Ihre Kollegen – bei mehreren hatte sie selber studiert – hätten sie sehr wohlwollend aufgenommen. «Bei vielen ist immer eine Tür für mich offen.»

Dass sie die Jüngste ist, die je Professorin wurde, bezweifelt sie: «Die Ökonomen rekrutieren früher.» Manchmal passiert es ihr trotzdem, dass sie für eine Studentin gehalten wird. Im «Uniturm» etwa, dem Restaurant für Professoren und Oberassistenten, ist sie schon gefragt worden, wessen Professors Begleitung sie sei. Vokinger empfindet das nicht als Böswilligkeit. «Auch auf dem Gang werde ich geduzt – von Studenten sowieso. Ich finde das ganz okay», sagt sie, worauf auch wir, nach über zwei Stunden Gespräch, zum Du wechseln.

Personenkontrolle

Maurer, Grabar-Kitarovic, Brnabic, Parmelin, Hauri, Keller-Sutter, Fiala, Pfister, Bachmann-Roth, Naef, Lauber, Sommaruga, Wyss, Soland, Herzog, Pence, Trump

Ueli Maurer, Wiederholungstäter, weibelt für den EU-Beitritt weiterer Balkanstaaten. Schon bei seinem Treffen mit Kroatiens Präsidentin **Kolinda Grabar-Kitarovic** begrüßte Maurer vor einigen Monaten das Engagement Kroatiens für die Aufnahme weiterer Länder aus dem Balkan in die EU. Jetzt traf er sich mit der serbischen Premierministerin **Ana Brnabic** und betonte, dass eine Beitrittsperspektive für Staaten wie Serbien aus Sicht der Schweiz zur regionalen Stabilität beitrage. Das hört sich schön an, ist aber parteipolitisch etwas gewagt: Eine EU-Mitgliedschaft Serbiens würde nämlich noch mehr potenzielle Zuwanderer aus der EU bedeuten. Dabei will Maurers Partei, die SVP, den Zustrom mit der Begrenzungsinitiative massiv drosseln. (hmo)

Guy Parmelin, Bürokrat, sucht einen neuen Amtsdirektor, und zwar für das Bundesamt für Wohnungswesen (BWO) in Grenchen. Dessen bisheriger Chef **Ernst Hauri** nähert sich dem Pensionsalter. Das BWO ist eine Bundesstelle, die von etlichen bürgerlichen Politikern als überflüssig angesehen wird und deren Aufhebung schon seit Jahren im Raum steht. SVP-Wirtschaftsminister Parmelin hält dem Amt allerdings die Stange. Der neue Direktor soll «strategische Grundsatzfragen der Wohnungspolitik» bearbeiten und sich für «fortschrittliche Rahmenbedingungen» rund um Bauen und Wohnen einsetzen. Allerdings ist vorgesehen, dass das BWO 2022 von seinem Aussenposten in Grenchen nach Bern umzieht. Dort soll es sich die internen Dienste mit der im selben Gebäude untergebrachten Wettbewerbskommission teilen. Immerhin. (fon)

Karin Keller-Sutter, Konsumentin, findet trotz prallgefüllter Agenda Zeit, am Montagnachmittag in der Coop-Filiale an der Marktgasse in Bern einzukaufen. Normalerweise schicken die Bundesrätinnen und Bundesräte dafür ihre Weibinnen und Weibel mit einem Poschtizettel auf die Strasse. Keller-Sutter macht das lieber selber. Doch warum Coop und nicht die Migros? Liegt es daran, dass die FDP-Bundesrätin inzwischen stärker nach links neigt? Historisch gesehen steht Coop nämlich den Sozialdemokraten und Gewerkschaften nahe. (hmo)



Zufahrt für Eltern: SP-Verkehrsdirektorin Wyss.



Kein Rabatt: US-Vizepräsident Pence.



Europatour: SP-Nationalrat Naef.



Familie und Beruf: FDP-Nationalrätin Fiala.



Andere Welt: SP-Politikerin Soland.

Doris Fiala, FDP-Frau, hat sich mit Aussagen gegenüber der «Rundschau» in die Nesseln gesetzt. In einem Beitrag über die Vereinbarkeit von beruflicher und politischer Karriere sowie Familie sagte die Präsidentin der FDP-Frauen, der Dreiklang aus «Beruf, im Parlament sein und dann noch Kinder haben» sei «fast nicht unter einen Hut zu bringen». Sie empfahl jungen Frauen, sich erst einmal auf Familie und Beruf zu konzentrieren und erst später auf die Politik. Die Wogen gingen wie erwartet hoch. «Was für ein erschreckendes Verständnis der FDP von Gleichberechtigung», empörte sich beispielsweise **Christina Bachmann-Roth**, 34, Unternehmerin, dreifache Mutter und Nationalratskandidatin für die CVP im Kanton Aargau. Ihr Parteichef **Gerhard Pfister** sekundierte: «Fiala ist doch Kommunikationsfachfrau... staune einfach immer wieder, wie sie kommuniziert.» (fsc)

Martin Naef, Einzelgänger, ärgert sich. Es sei äusserst bedenklich, dass viele Akteure der Europapolitik nur noch ein Ziel hätten: das Thema zu vermeiden und totzuschweigen. «Es ist an der Zeit, den Kopf aus dem Sand zu nehmen

und europapolitisch vorwärtzumachen.» Diese Botschaft liess der SP-Nationalrat und Co-Präsident der Neuen Europäischen Bewegung Schweiz Nebs in den vergangenen Tagen verbreiten. Mit Veranstaltungen in der gesamten Schweiz will Naef die Debatte wieder in Gang setzen. Allerdings hat er dabei ein wesentliches Problem: Auf den Teilnehmerlisten fehlen die Namen der wichtigsten europapolitischen Persönlichkeiten. Sie lassen sich offenbar nicht einmal für Naefs Europatour aus dem Busch klopfen. (hmo)

Michael Lauber, Dealmaker, wird ausgebremst. Justizministerin **Karin Keller-Sutter** (FDP) lehnte einen Antrag des Bundesanwalts ab. Dieser wollte ein aus den USA bekanntes Mittel aus dem Unternehmensstrafrecht einführen: Die beschuldigte Firma anerkennt einen Sachverhalt und bezahlt eine Busse. Im Gegenzug wird die Anklageerhebung mit Bewährungsfrist aufgeschoben. Solche aussergerichtlichen Deals eröffnen der Willkürjustiz Tür und Tor. Firmen sind geneigt zu zahlen, um die Sache vom Tisch zu bekommen. Ge-

mäss NZZ am Sonntag befürchtete Keller-Sutter, dass die «starke Stellung der Staatsanwälte noch weiter ausgebaut würde». Ihre Vorgängerin **Simonetta Sommaruga** (SP) stand Laubers Ansinnen positiver gegenüber. So oder so: Nach dem Entscheid könnte Lauber eigentlich das zähe Ringen um seine Wiederwahl beenden. Ohne das neue Instrument bereitet das Amt gewiss nur halb so viel Freude. (fsc)

Ursula Wyss, Doppelmoralistin, ist bekannt für ihren furiosen Kampf gegen den motorisierten Verkehr und für das Velo. Die Stadtberner SP-Verkehrsdirektorin will Bern zur Velostadt umbauen und macht dazu den Autofahrern das Leben auf alle erdenklichen Arten schwer. Für grosses Erstaunen sorgte deshalb die Meldung, dass just für die Französische Schule in Bern – die an einen neuen Standort umziehen und neu neben einer autofreien Siedlung liegen wird – eine Zufahrt für Eltern geschaffen werden soll, die ihre Sprösslinge morgens mit dem Auto in die Privatschule bringen und nachmittags wieder abholen möchten. Böse Zungen behaupten, der Grund für dieses Privileg liege einzig darin, dass Ursula Wyss' Sohn die Französische Schule besuche – ein Verdacht, den die SP-Politikerin in der Berner Tageszeitung *Bund* weit von sich weist. Ihr Sohn werde nur ausnahmsweise mit dem Auto zur Schule gefahren und sonst mit dem Velo oder dem öffentlichen Verkehr hingebacht, so Wyss. Honi soit qui mal y pense, sagt man dazu auf Französisch. (fon)

Tanja Soland, Fabelwesen, pflegt sogar für die gutgesättigten Verhältnisse in Basel-Stadt exotische Ansichten. In einem Interview mit der *BZ* sagte die SP-Frau: «Ich sehe nicht, dass man mit Geld Rendite erwirtschaften muss, das ist nicht nötig.» Soland will bei den Wahlen im Oktober die zurücktretende Finanzdirektorin **Eva Herzog** beerben. Diese bewies als Sozialdemokratin immer ein waches Bewusstsein dafür, woher ihre Steuerfranken so reichlich fliessen: von den vielen Leuten, vor allem in der Pharmaindustrie, die «mit Geld Rendite erwirtschaften», um bei Solands Worten zu bleiben. Herzogs Möchtegern-Nachfolgerin lebt offenbar in einer anderen Welt. (fsc)

Mike Pence, Reisender, folgt den Empfehlungen seines Chefs. Bei seinem Irland-Besuch übernachtete der US-Vizepräsident nicht in Dublin, sondern im Weiler Doonbeg, am entgegengesetzten Ende der Insel, eine Flugstunde von der Hauptstadt entfernt. Der Grund: In Doonbeg unterhält **Donald Trump** einen seiner Golfklubs. Es sei weder eine Bitte noch ein Befehl des Präsidenten gewesen, erklärte Pences Stabschef, sondern eher ein Vorschlag. Rabatt gab es keinen – weder für den US-Steuerzahler, der für den Vize bezahlen musste, noch für Pence, der auf eigene Kosten seine Familie mitnahm. (ky)

Nachruf



Revolutionäre Idee: Hans Rausing.

Hans Rausing (1926–2019) — Sein Name steht für das Tetrapak. Mit der Produktion dieses praktischen Behälters baute der Schwede ein weltweit tätiges Unternehmen auf, das heute mehr als 25 000 Menschen beschäftigt. Der junge Hans konnte die Firma als Kleinbetrieb in den frühen 1950er Jahren von seinem Vater Ruben operativ übernehmen, auch wenn dieser noch lange Zeit strategisch mitredete. Vater Rausing hatte bereits in den Kriegsjahren mit verschiedenen Verpackungsformen experimentiert, etwa bei rationierten Konsumgütern wie Mehl oder Zucker.

Es war aber Hans Rausing vergönnt, das Marketing-Potenzial für die Milchlieferung in einem handlichen, konsumentenfreundlichen Tetrapak zu erkennen – aussen Karton, innen mit einem Plastikfilm versehen. Die heute simpel erscheinende Idee war damals als Absage an die allgegenwärtigen Glasflaschen eine revolutionäre Idee. Bis heute wird die Milch in diesem kostengünstigen Behälter von fast allen Grossverteilern Europas und Amerikas angeboten. Hans Rausing blieb bis 1981 operativer Chef und stand danach noch bis 1993 dem Verwaltungsrat vor. Er stand während Jahren als einer der reichsten Europäer auf der «Forbes»-Liste der Vermögenden.

Die Unternehmerfamilie Rausing konnte in der Nachkriegszeit schlecht mit dem schwedischen Sozialstaat und noch schlechter mit den mächtigen Gewerkschaften. Deshalb zog sie mit der Firma nach Pully bei Lausanne, wo der internationale Hauptsitz von Tetra Pak bis heute domiziliert ist. Allerdings behagte Hans Rausing die Gegend am Genfersee nicht. Er kaufte ein ländliches Anwesen in Südost-England, wo er bis zu seinem Ableben wohnte. Der Unternehmer zeichnete sich auch als Forschungsmäzen aus und trat als Gönner der Konservativen Partei auf.

Wie jede Familie blieben die Rausings von Schicksalsschlägen nicht verschont. Hans Rausings Sohn, Hans Kristian, kam wegen seiner Drogenkrankheit immer wieder in die Schlagzeilen der Boulevardpresse. *Rolf Hürzeler*

Einsteins Life

Für alle, die eine kluge Formel für ihre Zukunft suchen:
Individuelle Vorsorge- und Finanz-
beratung für ein selbstbestimmtes Leben.

SwissLife 

Der grosse Selbstbetrug

Von *Philipp Gut* — Ein Geheimplan der SVP will den Asylstatus abschaffen. Das wäre sachlich richtig und wirtschaftlich notwendig. Denn wo «Flüchtling» draufsteht, ist fast immer ein Einwanderer in den Sozialstaat drin. Die Steuerzahler kostet es Abermilliarden.

Der Plan ist so geheim, dass nicht einmal eine Handvoll Parteikader davon weiss. In einem internen, noch nicht verabschiedeten Papier fordert die SVP – die mit Abstand wählerstärkste Kraft in Bern –, den Asylstatus abzuschaffen. Das käme einer politischen Revolution gleich, zumindest in unseren Breiten. Länder in anderen Weltgegenden sind da weniger grosszügig, aber in Westeuropa hat sich nach dem Zweiten Weltkrieg aufgrund der schrecklichen Erfahrungen dieser Epoche eine spezielle Asylpraxis herausgebildet. Sie entsprang der Notwendigkeit, Menschen zu retten, die in den Nachbarstaaten unmittelbar mit Folter oder gar Tod bedroht waren.

Der Flüchtlingsbegriff im schweizerischen Asylgesetz spiegelt diesen historischen Hintergrund: Er orientiert sich an der Genfer Flüchtlingskonvention vom 28. Juli 1951. Und diese war – wie das Uno-Hochkommissariat für Flüchtlinge (UNHCR) als unverdächtige Quelle schreibt – «zunächst darauf beschränkt, hauptsächlich europäische Flüchtlinge direkt nach dem Zweiten Weltkrieg zu schützen». Ihr Geltungsbereich sei sowohl geografisch wie zeitlich klar begrenzt gewesen. Ein «Flüchtling» war definitionsgemäss nur, wer vor dem 1. Januar 1951 «aus der begründeten Furcht vor Verfolgung» wegen seiner Rasse, Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder seiner politischen Überzeugung sein Heimatland verlassen musste. Das in einer aussergewöhnlichen Situation entstandene und auf bestimmte Fälle beschränkte Konzept wurde später auf die ganze Welt ausgeweitet – mit unvorhergesehenen Folgen.

Das Resultat lässt sich heute exemplarisch am Beispiel der Schweiz beobachten. Der Begriff Flüchtling ist hohl geworden. Er passt nicht mehr auf die Klientel, die unter diesem Titel massenhaft einwandert und etwas anderes im Sinn hat als den legalen und legitimen Schutz vor physischer Vernichtung. Die These dieses Artikels lautet deshalb: Das Asylwesen ist ein grosses Illusionstheater, in dem die Asylbewerber uns täuschen – und wir uns selbst. Der verstorbene Zürcher Geschichtspräsident Peter Stadler sprach in diesem Zusammenhang von «Asylantismus». Wir tun alle so, als ob es um Verfolgung und echte Flüchtlinge ginge, dabei geht es längst um

etwas ganz anderes. Trotzdem machen wir munter weiter, als würden wir es nicht bemerken. Zu spüren bekommen es vor allem die Búezer, die ein Leben lang arbeiten und Steuern zahlen.

Nicht, dass Politik und Verwaltung untätig wären. Sie ziehen – vom unzufriedenen Souverän gedrängt – hier ein Schraubchen an, erlassen dort ein neues Gesetzesartikelchen, aber alles letztlich auf der Stufe des Mikromanagements. Letzte Woche diskutierte die zuständige Nationalratskommission etwa darüber, ob die Handys von Asylbewerbern überwacht werden dürften. Das ist schön und gut, doch das grundsätzliche Problem packen die Politiker und Beamten lieber nicht an. Dabei lässt es sich ziemlich genau benennen.

Es beginnt schon an der Grenze — Die Schweiz hat die Kontrolle über ihre Aussen Grenzen praktisch aufgegeben – und damit eines der wesentlichen Merkmale eines souveränen Staates. Sie ist nicht nur offen für die 500 Millionen Europäer, die von der Personenfreizügigkeit profitieren. Auch für den Grossteil der Dritten Welt besteht faktisch ein Einwanderungsrecht – eben über die Asylschiene. Wer in Chiasso «Asile, asile» ruft, kommt automatisch in ein Verfahren. Manchmal sind es 1000, manchmal 2000 oder – wie im Asylrekordjahr 2015 – sogar mehr als 3000 pro Monat. Im Jahr entspricht das mal der Einwohnerzahl der Stadt Baden, mal der von Kreuzlingen oder gar von La Chaux-de-Fonds.

Wir wählen die Falschen aus — Zum Bild gehört, dass wir dieses Einwanderungssystem für Personen aus Afrika oder dem Nahen und Mittleren Osten geschaffen haben, ohne je wirklich darüber diskutiert, geschweige denn demokratisch abgestimmt zu haben. Anders als bei der Personenfreizügigkeit hat der Souverän nie ja oder nein gesagt zur Masseneinwanderung aus Eritrea oder Afghanistan.

Dabei spielt eine ausgesprochene Negativselektion: Statt diejenigen auszuwählen, die wir wollen und die etwas können, bevorzugen wir schlechtausgebildete Zuwanderer aus fremden, oft schwer mit den hiesigen Werten vereinbaren Kulturen. Für einen hochqualifizierten US-Amerikaner ist es schwieriger, in die Schweiz zu kommen, als für einen analphabetischen Somalier. Ein Grossteil der Asyl-



Faktisches Einwanderungsrecht: Eritreer gehen

einwanderer ist islamisch und bekundet mehr oder weniger grosse Mühe, sich an die hier geltenden Sitten und Gesetze zu halten. Sie stammen oft aus brutalisierten Gesellschaften, in denen Messerattacken zum Alltag gehören und Frauen nichts wert sind.

Wie sich dies auswirkt, kann man in französischen Banlieues oder in Ostlondon gleichsam unter Laborbedingungen beobachten, da dort die Entwicklung schon weiter ist. Aus einst



in Bern für eine humanere Flüchtlingspolitik auf die Strasse, 18. Mai 2018.

friedlichen Gebieten sind Kampfzonen importierter Gewalttäter geworden. Die Tendenz zeigt sich auch in der Schweizer Kriminalstatistik – oder in den Klassenzimmern und auf den Pausenplätzen unserer Schulen. Das Bundesgericht in Lausanne forderte jüngst von Stadt und Kanton Zug, sie müssten einen jugendlichen eritreischen Asylbewerber in eine ganz normale Klasse auf der Oberstufe einschulen – obwohl er Analphabet ist. Thilo Sarrazin ist in Deutsch-

land hart angefeindet worden, weil er beschrieben hat, wie eine solch fehlgeleitete Einwanderungspolitik zu einer Verdummung der Gesellschaft führt. Dabei ist es amtlich.

Fake-Flüchtlinge sind der Kern des Problems — Niemand in diesem Land – nicht einmal die auf fröhliche Multikulturalität schwörende Linke – glaubt ernsthaft, dass die vielen Asylbewerber, die in die Schweiz strömen,

wirklich an Leib oder Leben bedroht sind. Das dürfte nur bei den allerwenigsten der Fall sein. Ein Asylbefragter, der für das Staatssekretariat für Migration (SEM) jeden Tag einen bis zwei Gesuchsteller geprüft hat, berichtet, dass er im Zeitraum von fünf Jahren «maximal zehn Fälle» erlebt habe, bei denen er das Gefühl hatte, «was sie erzählen, das stimmt». Die

Wer in Chiasso «Asile, asile» ruft, kommt automatisch in ein Verfahren.

Erklärungen des grossen Rests seien schlicht «hanebüchen» gewesen. Die Eritreer beispielsweise, die grösste Gruppe von Asylanten, hätten «immer die gleiche Geschichte erzählt, wie nach einem Rezeptbuch von Betty Bossi». Bei konkreten Nachfragen hätten sie sich in Widersprüche verstrickt, oder sie hätten gar keine Antworten geben können, etwa über ihre Erfahrungen, ihre Ausbildung oder ihren Rang im Militärdienst, vor dem sie angeblich geflüchtet sind.

Bis zu einem gewissen Grad lässt sich die Tatsache, dass kaum einer, der in der Schweiz um Asyl nachsucht, in seiner Heimat verfolgt ist, aus den offiziellen Statistiken herauslesen. Dank einer Anfrage der Zürcher Nationalrätin Barbara Steinemann (SVP) liegen nämlich genaue Zahlen dazu vor, was aus den über 39 000 Gesuchstellern im Jahr 2015 geworden ist («Schweiz ächzt unter Asylrekordjahr», *Weltwoche* Nr. 24/19). Asyl gab es nur für gut einen Fünftel davon, dennoch erhielten am Ende beinahe 28 000 in irgendeiner Form ein Bleiberecht. Der relativ grösste Teil – über 12 000 – bekam den Status einer vorläufigen Aufnahme. Das heisst: Sie wurden nicht als Flüchtlinge anerkannt, durften aber trotzdem in der Schweiz bleiben. Der vertrauensvolle Bürger mag davon ausgehen, dass «vorläufig» auch vorläufig heisst. In der Praxis bedeutet es aber meist «für immer». So ist es beim Grossteil der Eritreer.

Asyl für unbekannt — Eine weitere offizielle Aussage illustriert das Problem, von dem hier die Rede ist. Auf Anfrage der *Weltwoche* räumte das SEM ein, «eine Mehrheit der Asylsuchenden» reiche in der Schweiz «keine Identitätspapiere» ein. Diese Mehrheit ist überaus deutlich. Bei den jugendlichen Asylbewerbern, wo präzise Zählungen vorliegen, sind es ganze 96,3 Prozent. Der Befund deckt sich mit der Erfahrung des zitierten Asylbefragers. «Echte Dokumente sind der absolute Ausnahmefall», sagt er. Meist würden sie von Gesuchstellern präsentiert, die ohnehin nicht zurückgeschafft werden könnten. Das Wissen, dass sie am Ende am längeren Hebel sitzen, führe bei manchen zu unerträglich dreistem Verhalten. Auf die Frage nach seiner

Identität, habe ihm einer geantwortet: «Ich heisse Mickeymaus.»

Tatsächlich gleicht so manches Asylverfahren einem Katz-und-Maus-Spiel, bei dem die Mäuse den Katzen auf der Nase herumtanzen. Stehe eine Heirat an, seien die verschwundenen Papiere plötzlich wieder da.

Auch hier tun alle Beteiligten nur so, als ob es um Schutz für politisch Verfolgte ginge. Denn niemand, der wirklich bedroht ist, kann vernünftigerweise ein Interesse daran haben, seine wahre Identität zu verstecken. Umgekehrt gilt für das Aufnahmeland Schweiz: Wenn wir von der überwältigenden Mehrheit der Asylbewerber gar nicht wissen, wer sie sind und woher sie kommen, dann können wir von dieser überwältigenden Mehrheit auch nicht sagen, dass sie Recht auf Asyl habe. Ein falscher Gesuchsteller kann kein echter Flüchtling sein.

Wer einmal da ist, den bringt man kaum mehr weg

— Die vorläufig Aufgenommenen sind das zahlenmässig eindrucklichste, aber längst nicht das einzige Beispiel dafür, dass es mit grosser Wahrscheinlichkeit geschafft hat, wer einen Fuss auf Schweizer Boden setzt. Das zeigt die Bleibestatistik, und das zeigen die vielen von der Asyljustiz vorgebrachten Gründe, warum Abgewiesene trotz negativem Entscheid bleiben dürfen. Das kann – auch dies ist aktenkundig – bis zum richterlichen Argument reichen, ein Afghane habe in seiner Heimat nicht die gleichen sozialen Kontakte und den gleichen Lebensstandard wie in der Schweiz. Wiederum spielen wir mit, ja, wir bezahlen auch noch: mit Gratisanwälten auf Staatskosten.

Einwanderung in die Sozialwerke — Schieben wir die kitschige, weil unzutreffende Darstellung vom verfolgten Flüchtling beiseite, so zeigt sich: Es handelt sich überwiegend um Wirtschaftsmigranten – mehr noch: um Einwanderer in den Sozialstaat. Bei manchen

Kathy Riklin: «2018 hat es weniger Asylgesuche, das ist ein <Problem> für die Populisten!»

Nationen beträgt die Sozialhilfequote über 90 Prozent. Auch dies ist kein Geheimnis. Wir wissen es, wir sehen es, wir zahlen es. Gut Gewissen will teuer sein.

Trotz dieser Faktenlage weigern sich die Verantwortlichen standhaft, eine nüchterne Auslegeordnung vorzunehmen. SEM-Chef Mario Gattiker betonte am Dienstag hinter geschlossenen Türen vor Parlamentariern in Bern, die Schweiz verwalte ihr Asylwesen im europäischen Umfeld relativ effizient. Die Aussage ist typisch: Die Behörden stellen gern irgendwelche Vergleiche an, um ihre Arbeit in



Es geht um etwas anderes: Staatssekretär Gattiker.

ein besseres Licht zu rücken. Auch die seit dem Asylrekordjahr 2015 sinkenden Zahlen von neu Zugewanderten sorgen für Erleichterung und werden als Erfolg verkauft. So heisst es im jüngsten Bericht des Bundesrates über die Migrations-Aussenpolitik, die «irreguläre Migration nach Europa» sei «weiter zurückgegangen». CVP-Nationalrätin Kathy Riklin twitterte darauf allen Ernstes: «2018 hat es weniger Asylgesuche, das ist ein <Problem> für die Populisten!»

Diese oberflächliche, nachgerade frivole Betrachtungsweise scheint symptomatisch dafür, wie wir über die Asylfrage reden. Statt das Gesamtbild in den Blick zu nehmen und die Folgen für die Leute, laboriert man an Reformen und Reförmchen herum und verteilt Beruhigungspillen an die Bevölkerung.

Es sind nicht die Franzosen, die kommen

Zu einer realistischeren Sicht gehörte beispielsweise die bekannte Beobachtung, dass es in Zeiten des Dublin-Abkommens eigentlich gar nicht möglich ist, dass Asylbewerber auf dem Landweg in die Schweiz gelangen (was aber die grosse Mehrheit tut). Ihr Gesuch müsste dort behandelt werden, wo sie in Europa anlanden.

Und noch grundsätzlicher: Wenn es um die Rettung ihres Lebens ginge, könnten sie auf ihrer Flucht im ersten Staat stoppen, wo sie nicht mehr bedroht sind. Nun weiss jeder, dass nicht Deutsche, Franzosen, Italiener, Österreicher und Liechtensteiner in der Schweiz Asyl verlangen, sondern Angehörige von Nationen, die weit weg auf anderen Kontinenten liegen. Auch dies führt jedem, der es sehen will, vor Augen, dass das Ziel der Reisenden nicht primär der Schutz vor Verfolgung sein kann.

Warum kommen Zehntausende von Eritreern in die Schweiz – und nur ganz vereinzelte nach Österreich? Weil wir es ihnen erlauben und weil sie hier alles kriegen, von der Wohnung über die Ausbildung bis zum Zahnarzt und dem Abo für den öffentlichen Verkehr. Das toggenburgische Bazenhaid wird derzeit von eritreischen Asylbewerbern gera-

dezu überrannt. Die entsprechenden Kosten für die Gemeinde Kirchberg, zu der Bazenhaid gehört, haben sich seit 2016 auf 1,7 Millionen Franken verdreifacht. Der Bund zahlt nur in den ersten Jahren, danach tragen die Kommunen die volle Last.

4,4 Milliarden Afrikaner

Die *Weltwoche* liess von Sozialversicherungsexperten durchrechnen, was beispielsweise eine junge Syrerin die Steuerzahler kostet, die mit 25 in die Schweiz kommt, bis 65 Sozialhilfe bezieht und danach noch zwanzig Jahre AHV-Minimalrente plus Ergänzungsleistungen. Das Ergebnis: mindestens 2,025 Millionen Franken. Dies ohne die sogenannten situationsbedingten Leistungen und ohne teure Extras wie Heimaufenthalte oder Ähnliches. Die Überschlagsrechnung ist schnell gemacht: Bei 20 000 solchen Fällen betragen die Kosten 40 Milliarden, bei 50 000 Fällen gar 100 Milliarden. Diese langfristigen Belastungen kommen zu den direkten Asylausgaben hinzu, die jährlich rund zwei Milliarden betragen. Man ist also bald einmal in einem Bereich von Hunderten Milliarden Franken.

Parallel dazu wächst die Weltbevölkerung rasant – zumindest in den armen Regionen ausserhalb Europas. Die Einwohnerzahl Afrikas wird sich gemäss Uno-Schätzungen bis ins Jahr 2050 von 1,3 auf 2,5 Milliarden fast verdoppeln. Bis 2100 rechnet die Weltorganisation mit 4,4 Milliarden Afrikanern. Eine verantwortungsvolle Einwanderungspolitik kann es schwerlich zulassen, dass unter solchen Bedingungen das Asylsystem als Einfallstor für Sozialmigranten aus aller Welt missbraucht wird.

Man darf gespannt sein, ob die SVP den Mut hat, ihren Geheimplan in die Tat umzusetzen. Es wäre sachlich richtig. Und ökonomisch notwendig. Denn wenn die internationale Erfahrung eines lehrt, dann dies: Vor Ort lassen sich echte Flüchtlinge viel wirksamer schützen. Es braucht nicht viel Fantasie, um sich auszumalen, wie viele Menschenleben man so mit 100 Milliarden retten könnte – wenn es denn wirklich darum ginge.

Ein Teil der offensichtlichen Wahrheit ist aber auch, dass viele das gar nicht wollen. Gerade die vordergründig «humanitär» gesinnte Linke macht den Tanz ums goldene Asyalkalb anfeuernd mit – aus politischem Kalkül. Ihr erklärtes Ziel ist eine möglichst durchmischte Schweiz, und sie spekuliert darauf, dass die Ausländer einmal das Stimmrecht erhalten und ihre linken Anliegen unterstützen. Kein Interesse an einer ehrlicheren Zuwanderungspolitik hat natürlich auch die florierende Asylindustrie, die sich innert weniger Jahrzehnte zu einem Milliardenbusiness entwickelt hat. Gewinnaussichten: hervorragend.

Baloise session

12.–31. OKT. 2019



HERBERT GRÖNEMEYER ■ JAZZ MORLEY

SAMSTAG, 12. OKTOBER, 20 UHR CHF 200/180/150



OPENING NIGHT

Er füllt normalerweise die grossen Stadien. Seine Stimmgewalt prägt den imposanten Auftritt. Jetzt löst Herbert Grönemeyer ein Versprechen ein, das er vor 15 Jahren den Machern der Baloise Session gab: Zur Festivaleröffnung präsentiert er seine Hits in intimer Clubatmosphäre. Für das Opening sorgt die spannende Newcomerin aus England Jazz Morley.

HERBERT GRÖNEMEYER ■ ALICE MERTON

SONNTAG, 13. OKTOBER, 20 UHR CHF 200/180/150

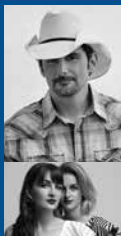


OPENING NIGHT II

Herbert Grönemeyer live ist mehr als ein Rockkonzert. Es ist die künstlerische Begegnung mit den Themen unserer Zeit. Stimmgewaltig, einfühlsam, differenziert. Pop als Kontrast zu Populismus. Packender Pop mit starken Melodien prägt auch die Lieder der deutsch-kanadischen Newcomerin Alice Merton, die den Abend eröffnet.

BRAD PAISLEY ■ WARD THOMAS

DIENSTAG, 15. OKTOBER, 20 UHR CHF 130/110/90



THIS IS COUNTRY MUSIC

Musik für Herz und Seele: Country hat seinen Ursprung im tiefsten Boden der US-amerikanischen Musikgeschichte und er hat viele Facetten. Der Gitarrenvirtuose Brad Paisley und die Band Ward Thomas sind moderne und hochgradig kreative Vertreter des Country.

MICHAEL PATRICK KELLY ■ WINCENT WEISS

MITTWOCH, 16. OKTOBER, 20 UHR CHF 110/90/70



THE MAGIC OF SONGS

Beide sind sanfte Poeten. Dank Musik schaffen sie es, ihre tiefsten Gefühle dem Publikum zugänglich zu machen. Michael Patrick Kelly wurde so zum Teenie-Idol und Superstar. Wincent Weiss schaffte es via YouTube in die Herzen der Fans. Beiden gemeinsam: die Kraft, mit Liedern zu bewegen und mit Stimmen zu begeistern.

RAG'N'BONE MAN ■ RAPHAEL SAADIQ

DONNERSTAG, 17. OKTOBER, 20 UHR CHF 130/110/90



SOUL & BLUES TRAIN

Zwei Sänger, zwei Stimmen, zwei Kulturen, zwei Arten, Blues und Soul zu singen – eine Botschaft! Rag'n'Bone Man aus Uckfield/England und Raphael Saadiq aus Kalifornien erzählen ihre Geschichten leidenschaftlich und aus tiefster Seele, mit Songs, die von einer menschlichen Welt berichten.

HECHT ■ 77 BOMBAY STREET

FREITAG, 18. OKTOBER, 20 UHR CHF 100/80/60



HOPP SCHWIZ

Was für eine Party! Zwei der besten Schweizer Live-Stimmungsbands treffen aufeinander: Die luzernisch-zürcherischen Rockerbuben von Hecht und die Indie-Folk-Rocker 77 Bombay Street aus Graubünden. Sie verbindet eine langjährige Freundschaft: Hecht pushten ihre Karriere im Vorprogramm von 77 Bombay Street. Die Party geht in Basel weiter!

DIDO ■ LIGHTHOUSE FAMILY

FREITAG, 25. OKTOBER, 20 UHR CHF 130/110/90



WELCOME BACK

Aus Grossbritannien kommen diese Pop-Persönlichkeiten zu uns – mit Liedermacherkunst und grossen Stimmen. Dido gehört dort seit 20 Jahren zu den hellsten Sternen am Pophimmel. Mit starken, ehrlichen Songs erobert sie ihr Publikum. Lighthouse Family leuchtet mit sensiblen Liedern, die unter die Haut gehen. Wie haben wir beide auf der Bühne vermisst.

MICHAEL KIWANUKA ■ BRITTANY HOWARD

DIENSTAG, 29. OKTOBER, 20 UHR CHF 100/80/60



GOLDEN VOICES

Diese Stimmen! Schwarz, stark, ausdrucksvoll und authentisch, wie man sie nicht alle Tage hört, sind sie, die Stimmen des Briten Michael Kiwanuka und der Amerikanerin Brittany Howard, auch Sängerin der Alabama Shakes. Beide zelebrieren die reiche Tradition von schwarzer Musik, verweisen auf damals und sind doch völlig heutig.

SNOW PATROL ■ TOM WALKER

MITTWOCH, 30. OKTOBER, 20 UHR CHF 120/100/80



CELTIC SONGWRITERS

Die Sehnsucht des Meeres, Riffs von schroffen Felsen, das sanfte Grün lieblicher Hügel, das Wechselspiel von melancholischen Nebelschwaden und glitzerndem Sonnenspiel. Das ist die Musik Irlands und Schottlands. Bei Snow Patrol verewigt in Hits wie «Chasing Cars» oder «Run», bei Tom Walker zum Entdecken frisch, wie bei «Leave A Light On».

KROKUS ■ MADRUGADA

DONNERSTAG, 31. OKTOBER, 20 UHR CHF 120/100/80



ROCK ON AND OFF

Die einen rocken rau und hart, die anderen stehen für melancholische Schwere. Mit Hardrock haben Krokus von der Schweiz aus die Welt erobert, bodenständig und gnadenlos und nun zum letzten Mal. Auch Madrugada – endlich zurück auf der Bühne – aus Norwegen sind ein schweres Kaliber, geprägt jedoch von Seelentiefe und Nachdenklichkeit.



BALOISESESSION.CH
#baloisesession

ORT: EVENT HALLE MESSE BASEL
TICKETS: BALOISESESSION.CH ODER TICKETCORNER.CH
TEL. 0900 800 800 (CHF 1.19/MIN.)



Regierungsrätliche Restmandate

Von Christoph Mörgeli

Eigentlich sorgt der Kanton Zürich vorzüglich für seine Pension: Der im Mai zurückgetretene FDP-Regierungsrat Thomas Heiniger erhält nach eigener Aussage 186 000 Franken Rente. Damit er sich voll seinem Amt widmen konnte und seine wertvolle Arbeitszeit im Staatsdienst nicht verschwenden musste, um Pöstchen und Ämtchen für den Lebensunterhalt nach dem Rücktritt zu verschwenden. Mittlerweile wird klar, dass sich Heiniger gegen Ende seiner Amtszeit ganz schön ins Zeug gelegt hat, um sich möglichst viele lukrative Mandate für die Zeit «danach» zu schnappen.

Da ist Thomas Heinigers Verwaltungsratspräsidium bei der von ihm gegründeten Axsana, Anbieter eines elektronischen Patientendossiers. Derzeit schuldet Axsana dem Kanton 1,8 Millionen Franken. Obwohl Heiniger dieses Amt ex officio als Gesundheitsdirektor bekleidet hat, klammert er sich über den Rücktritt hinaus ans Präsidium. Und lässt sich neu 30 000 Franken auszahlen. Zur «Vernetzung» und zum «Beziehungsaufbau». So viel sollten die Handynummern von Alain Berset und Ignazio Cassis schon wert sein. Dazu kommen 750 Franken pro Halbtagsitzung. Angesichts der unruhigen Lage von Axsana liegen da locker nochmals 20 000 Franken drin.

«Freiwilligkeit ist gelebte Menschlichkeit», propagiert das Schweizerische Rote Kreuz: «Schenken Sie Ihre Zeit, Ihr Wissen, Ihre Kompetenzen und Ihre Erfahrungen anderen Menschen.» All das will Thomas Heiniger partout nicht verschenken. Für das Präsidium des Roten Kreuzes nimmt er 32 000 Franken pro Jahr. Er könnte ja sonst wie Henry Dunant im Armenhaus enden. Der Vorsitz der Spitex Schweiz bringt ihm weitere 36 000 Franken ein. Die Oase Holding AG für den Bau von Alterswohnungen lässt ihrem Verwaltungsrat Heiniger 15 000 Franken zukommen. Und für das Präsidium der Psychiatrie Baselland darf Heiniger zusätzlich das Sümmchen von 60 000 Franken einstecken. Plus Mitgliedschaft in deren zwei Ausschüssen. Macht nochmals 8000 Franken.

Als Zürcher Regierungsrat hat Thomas Heiniger 330 000 Franken verdient. Heute betragen allein die Rente und die von ihm bekannten Mandate 387 000 Franken. «Zusammengezählt verdienen Sie heute mehr als früher als Regierungsrat», hat der *Tages-Anzeiger* im Interview festgehalten. «Nein», beteuerte Heiniger hoch und heilig. «Wo wir hören heil'ge Schwüre / Steht die Lüge vor der Türe.»

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Spitäler: 41 Mal Rennaz reicht aus

Von Peter Bodenmann — Im Chablais eröffnen die Kantone Wallis und Waadt ein neues Spital für 200 000 Einwohner.



Die Fabrik im Grünen senkt die Kosten und verbessert die Qualität: Spital in Rennaz (Projektbild).

Der Schweiz droht wirtschaftlich ein schwerer Einbruch. Dies nicht zuletzt wegen des viel zu starken Schweizer Frankens. Die Aufhebung des Mindestkurses war, ist und bleibt ein Fehler.

Die NZZ will die beginnende Krise verschärfen und fordert ein Kursziel von 1.05 Franken. Unsere beiden für die Wirtschaft zuständigen Bundesräte sind auf Tauchstation. Die Parteien ihrerseits auf Würmersuche. Einzig Serge Gailard hat klar gegen die Überbewertung des Frankens Stellung bezogen.

Länder, die, wie Deutschland oder die Schweiz, bisher voll auf Export gesetzt haben, kommen unter Druck. Sie müssten sinnvollerweise die Binnennachfrage stimulieren und die Effizienz – etwa des Gesundheitswesens – erhöhen.

Vor zwanzig Jahren beschlossen die Kantone Waadt und Wallis, ihre Spitäler im Chablais zu fusionieren. Ich war damals – obwohl Selbstlob nicht gut ankommt – der für das Wallis zuständige Staatsrat. Planung und Bau dauerten bis zu der in diesem Jahr anstehenden Eröffnung fünf Mal länger als in Dänemark. Leider.

In Rennaz werden neu 200 000 Menschen auf höchstem Niveau versorgt. Fünf bestehende Spitäler im Wallis und im Waadtland schliessen ihre Türen. Der Faktencheck:

Vorteil 1 — Die medizinische Versorgung wird dank eines Spitals der nächsten Generation

massiv verbessert. Wenn wir anständige Statistiken hätten, liesse sich das bestens belegen.

Vorteil 2 — Gesamthaft braucht es nicht mehr Personal als bisher, sondern weniger. Die Arbeitsbedingungen werden verbessert. Es wird also rationalisiert und nicht rationiert. Dies kommt den Patienten, deren Gesundheit und den Krankenkassenprämien zugute.

Vorteil 3 — Wir leben in einer Nullzins-Phase. Und das wird offenbar so bleiben. Spitäler vom Typ Rennaz müssen nicht verzinst, sondern nur amortisiert werden. Dazu reichen 12 Millionen Franken pro Jahr. Und somit lächerliche 60 Franken pro Jahr und Versicherten im Chablais.

Das Schweizer Baugewerbe produziert Wohnungen, die zunehmend leerstehen. Stattdessen müsste es 41 neue Spitäler vom Typ Rennaz bauen. Und zwar mit dem Tempo der Dänen. Kein Bundesrat und keine der Parteien haben bisher den Mut, den dringend notwendigen Strukturwandel einzufordern und voranzubringen.

Vernunft und Argumente helfen – wie gescheiterte Spital-Abstimmungen im Grossraum Basel belegen – nichts. Es braucht wie bei den Kitas Zucker aus Bern. Das Baugewerbe könnte eine Investitionsspritze in der Höhe von 15 Milliarden in den nächsten Jahren gebrauchen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Fauler Zauber

Von Kurt W. Zimmermann — Die neue Medienförderung des Bundesrats ist eine reichlich unverschämte Förderung der SRG.

Beginnen wir mit der binsenwahrsten Binsenwahrheit der Presse: Die Zukunft der Zeitungen ist digital.

Die Binsenwahrheit ist nur partiell bis nach Bern vorgeedrungen. In seinen Plänen zur Medienförderung, die der Bundesrat letzte Woche verkündete, setzt die Landesregierung immer noch stark auf die Vergangenheit. Sie will die Zustellung der Tageszeitungen in die Briefkästen mit zusätzlichen Geldern subventionieren, 50 Millionen Franken insgesamt.

Das erinnert stark an begleitende Sterbehilfe. Bald werden morgens nur noch ein paar Rentner ein Stück Papier anstelle des Smartphones in Händen halten. Die neuen Subventionsgelder für den Vertrieb gedruckter Zeitungen sind darum so etwas wie öffentlich finanzierte Kerzen für private Familiengräber. Man kann diese kuriose Zwischenlösung als toleranter Wirtschaftsliberaler meinetwegen noch tolerieren.

Weil der Bundesrat mit Medienministerin Simonetta Sommaruga aber auch mutig in die Zukunft blicken will, wartet er mit einem zweiten, ähnlich wundersamen Vorschlag auf. Auch Online-Medien sollen künftig mit 50 Millionen Franken pro Jahr staatlich subventioniert werden.

Und jetzt wird es interessant. Denn nun stellt sich die Frage: Wer bekommt das schöne, neue Geld?

Nun hebt der Bundesrat den Moralfinger. In den Genuss der 50 Online-Millionen kommt künftig nur, wer im Internet kostenpflichtige Angebote bietet und damit Abonnenten vorweisen kann. Gratis-Angebote im Netz bekommen nichts, denn der Bundesrat will keine verwerfliche «Gratismentalität».

Der Trick mit der «Gratismentalität» ist natürlich fauler Zauber. In Wirklichkeit geht es darum, wie immer in der Medienpolitik, die SRG vor Konkurrenz zu schützen.

Die Spitzenreiter unter den hiesigen Internet-Portalen sind die Website des Schweizer Radios und Fernsehens sowie die Angebote von *20 Minuten online*, von *Blick online* und des Portals *Watson*. Die drei SRF-Konkurrenten stammen aus den privaten Verlagshäusern Tamedia, Ringier und AZ Medien. Das Quartett liegt bei der Zahl der aufgerufenen Seiten weit vor dem Rest des Feldes. Man liefert sich einen permanenten Vierkampf um die Publikumszahlen.

Ausgerechnet *20 Minuten online*, *Blick online* und *Watson* aber, welcher schöner Zufall, bieten ihre Informationen gratis an. Sie haben keine



Welch schöner Zufall: Medienministerin Sommaruga.

Abonnenten, sondern finanzieren sich nur via Werbung. Damit sind sie künftig von den staatlichen Subventionen ausgeschlossen.

Die SRG hingegen kann von sich behaupten, nichts mit «Gratismentalität» zu tun zu haben. Ihre zahlenden Kunden entrichten zwar Zwangsgebühren, aber egal, sagt sich die SRG, Abos sind Abos.

Die bundesrätliche Medienpolitik ist damit reiner Protektionismus. Im digitalen Zukunftsmarkt gibt es – dank eines durchsichtigen Tricks – keine öffentlichen Gelder für die härtesten SRF-Konkurrenten *20 Minuten*, *Blick* und *Watson*. Der Staatssender hingegen darf mit denselben öffentlichen Geldern die Expansion im Netz ungebremst vorantreiben und die Verlage zurückdrängen. Hinter einer solch krassen Wettbewerbsverzerrung kann nun kein noch so toleranter Wirtschaftsliberaler mehr stehen.

Die 50 Online-Millionen werden stattdessen an kleinere und regionale Anbieter im Internet gehen. Viele davon kommen aus der linken und alternativen Ecke. Ihre Portale sind vielfach defizitär, weil sie wenig Publikum haben. Sie können sich also freuen, künftig ihre roten Zahlen mit Steuergeldern aufzupolieren.

Man kann die Vorschläge des Bundesrates darum sehr knapp kommentieren: Ein Parlament, das eine solche Medienpolitik akzeptiert, ist nicht bei Trost.

Gute Politik

Von Henryk M. Broder — Wieder wurden «die Falschen» gewählt.

Die politischen und kulturellen Eliten der Bundesrepublik machen derzeit eine schmerzliche Erfahrung. Ganz normale demokratische Wahlen sind mit Risiken und Nebenwirkungen belastet. Es können «die Falschen» gewählt werden, worauf das System, in dem sich eine Handvoll Parteien gemütlich eingerichtet hat, erschüttert wird. Die Torte, die verteilt wird, bleibt dieselbe, aber die Anteile werden kleiner.



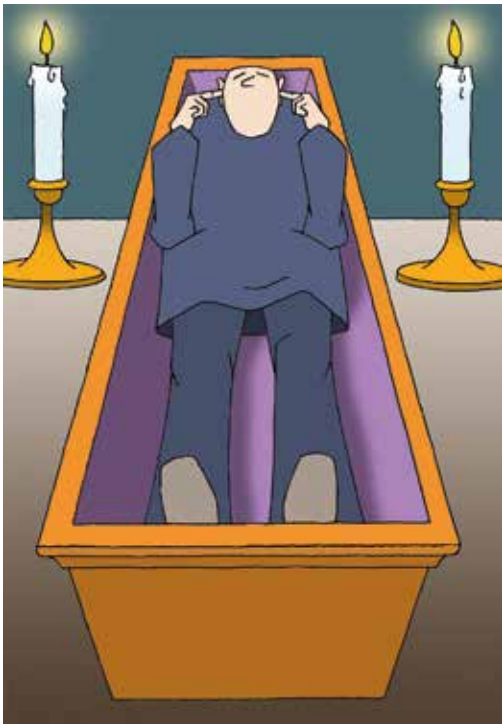
Genau das ist letzten Sonntag passiert. Bei den Landtagswahlen in Sachsen und Brandenburg kam es zu einem Erdrutsch zugunsten der AfD, die derzeit in der deutschen Politik die gleiche Rolle spielt wie der Teufel in der christlichen Glaubenslehre. In beiden Ländern wurde die AfD zweitstärkste Partei, im konservativ geprägten Sachsen gleich nach der CDU, im traditionell roten Brandenburg knapp hinter der SPD. Und so gab es in der Wahlnacht nur ein Thema: Wie konnte es nur dazu kommen, wo doch alle zur Wahl aufgerufen, aber vor der Wahl der AfD gewarnt hatten: die Parteien, die Kirchen, der Zentralrat der Juden und der Zentralrat der Muslime, die Gewerkschaften, die Unternehmer, die Kulturschaffenden in Ost- und West. «Gehet hin und wähet!», riefen sie, «aber nicht die AfD! Denn das sind die Bösen, sie wollen unser Land spalten und zerstören!»

Als in der Nacht zum Montag die Prognosen zur Gewissheit wurden, legten alle Parteisprecher dieselbe Platte auf: Es sei gelungen zu verhindern, dass die AfD zur stärksten Partei wurde, das allein sei doch schon ein Erfolg. Jetzt müsse nur noch daran gearbeitet werden, die AfD-Wähler zurückzugewinnen. Der Generalsekretär der SPD, Lars Klingbeil, gab bekannt, man werde die AfD «dadurch kleinkriegen», dass man «gute Politik» mache und sich um die «Handlungsfähigkeit des Staates» kümmere; die frischgebackene Vorsitzende der CDU, Annegret Kramp-Karrenbauer, erklärte, man habe im vergangenen Jahr «zugehört, vieles verstanden», jetzt sei man «dabei, vieles auch noch zu diskutieren», werde aber «in den nächsten Wochen entscheiden und anpacken».

Ungeklärt blieb, wie es die AfD geschafft hatte, 555 000 neue Wähler dazuzugewinnen: etwa die Hälfte aus dem Lager der Nichtwähler, die übrigen aus den Reihen der CDU, der SPD, der Linkspartei und der Grünen. Seit Montag sind das alles Nazis.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man einen Pfarrer auspfeifen, wenn er eine Abdankung so grottenschlecht gestaltet, dass man sich schon beinahe wünscht, der Tote wäre nicht verstorben?

Beat Bratschi, Thun

Ob man dem Verstorbenen den erlösenden Tod oder noch weitere Lebensjahre gewünscht hat, hängt vor allem von seiner Lebensqualität und dem Alter ab. Aber nach seinem Hinschied schuldet der Pfarrer oder die Pfarrerin den Trauernden eine gehaltvolle und tröstliche Abdankung. Ist sie grottenschlecht, würde ich aus Rücksicht auf die Hinterbliebenen nicht lospfeifen, sondern nachträglich dem Pfarrer und vielleicht auch der Kirchenbehörde eine unverblümete Rückmeldung geben. Die Kirche benötigt solche Qualitätskontrolle.

Peter Ruch

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Dass da so viele angeblich kluge Leute der Verblödung anheimfallen, ist für mich schlicht nicht nachvollziehbar.» *Rolf Kempf*

Politisches Spiel

Nr. 35 – «Kinder an die Macht»; Henryk M. Broder, Katharina Fontana und Philipp Gut über die Klimajugend

Als langjährigem Leser fällt mir auf, dass Sie sich zunehmend auf ein Phänomen eingeschossen haben, das Sie gerne als Klimahysterie bezeichnen. Ihren vorläufigen Kulminationspunkt findet diese Haltung in der letzten Ausgabe. Die darin kolportierten Plattitüden, nach denen in den Klimademonstrationen lediglich die verirrtten Auswüchse einiger stirnbefranster Gymnasiasten zu sehen seien, die Scheinprobleme anprangerten, sind einer *Weltwoche* nicht würdig. Um sich der verheerenden Zerstörung der vergangenen Jahrzehnte bewusst zu werden, die wir auf diesem Planeten angerichtet haben, bedarf es weder einer gymnasialen Bildung noch mehrhundertseitiger Expertisen. Der schlichte Vergleich der Satellitenbilder reicht vollständig, um zur Erkenntnis zu gelangen, dass wir nicht erst seit den jüngsten Brandrodungen, sondern bereits seit geraumer Zeit desaströse Verheerungen auf unserem Planeten verursachen und damit ohne Unterlass am Ast sägen, auf dem wir alle sitzen. *Urs Geppert, Ruppertswil*

Dass da so viele angeblich kluge Leute der Verblödung anheimfallen, ist für mich schlicht nicht nachvollziehbar. Das Beruhigende aber ist, dass dann auch all die Mitläufer den Gürtel enger schnallen werden müssen.

Rolf Kempf, Eglisau

Ich bin Jahrgang 1941 und muss mir heute anhören, wir ruinierten der Jugend das Leben. Ich muss euch enttäuschen, denn in meiner Jugend wurde nachhaltig gelebt. Zum Einkaufen und zur Schule musste ich mehrere Kilometer zu Fuss laufen, transportiert wurden die Einkäufe in einem Netz. Wenn Kleidung nicht mehr brauchbar war, wurden alle noch verwertbaren Dinge wie Knöpfe oder Reissverschlüsse abgetrennt und der Rest als Putzlappen genutzt. Geschenkpapier wurde vorsichtig geöffnet, um es wiederzuverwenden. Als Schüler sammelten wir Altpapier und Flaschen und halfen bei der Kartoffelernte. Ich könnte noch viel über gelebte Nachhaltigkeit erzählen, stattdessen muss ich mir von Rotzlöffeln, die sich von Mami mit dem SUV zur Schule kutschieren lassen, sagen lassen, wir ruinierten ihr Leben. Wir hatten keine elektronischen Spiele, unser Whatsapp waren Zettel unter der Schulbank, wir verabredeten uns mündlich, das Telefon war nur für Notfälle gedacht. Ihr aber werft eure Kleidung



Hype sei Dank: Weltwoche-Cover.

nach zweimaligem Tragen weg, produziert Müll ohne Ende, verbraucht seltene Erden und müsst immer die neuesten Geräte besitzen. Auf euren Demos lasst ihr euren Müll von euren erwachsenen Sklaven wegräumen, und am Wochenende geht es zum Open-Air-Konzert oder zum Komasaufen. Wenn ihr einmal so richtig nachhaltig gelebt habt wie unsereins, dann dürft ihr gerne streiken. *Greta, go home.*

Egidio Cattola, Riehen

*Seit ihrer Kindheit ist Greta aspergerkrank
Nun streikt sie emsig, dem Hype sei Dank!
Zur Königin avancierte sie sehr bald,
Aber sieht sie vor lauter Bäumen den Wald?
Mit ihrer Obsession ist in die Politik sie getaucht,
Wird nun zu politischen Zwecken missbraucht.
Nicht das Mädchen – in diesem politischen Spiel –,
Vielmehr ein Teil der Gesellschaft ist infantill!*
Bruno Dinner, St. Gallen

Greta: Wer organisiert und finanziert diesen Zirkus? Und wer verdient sich daran eine goldene Nase? Ein Bericht darüber fehlt noch!
Horst Pfaff, Altdorf

Die Polemik von Henryk M. Broder greift zu kurz. Denn auch wenn man den in der Tat übertriebenen Personenkult um Greta Thunberg nicht teilt, so hat die schwedische Aktivistin doch auf einer inhaltlichen Ebene sehr viel erreicht, da selbst konservative Parteien jetzt wieder stärker über einen ambitionierten Klimaschutz reden, der – vernünftig um-

gesetzt – nicht weniger als eine elementare Säule der Generationengerechtigkeit darstellt. Deshalb sollte man die Inszenierung nicht nur verteufeln, zumal der globalisierte Turbokapitalismus mit seiner sehr häufig kurzsichtigen Profitmaximierung auf Kosten des Gemeinwohls nicht die Lösung für ein friedfertiges und ressourcenschonendes Zusammenleben der Menschheit ist.

Rasmus Ph. Helt, Hamburg (D)

«The winner takes it all»

Nr. 35 – «Wirtschaft ist kein Nullsummenspiel»; Essay von Rainer Zitelmann

Wirtschaft funktioniert anders als Profitennis. Der Reiche ist nicht deswegen reich, weil andere arm sind. Und dennoch, die gewaltigen Unterschiede im Reichtum von Einzelpersonen und auch Staaten beruhen auf einer durch den technischen Fortschritt geförderten Entwicklung hin zum (vom Tennis her bekannten) Prinzip «The winner takes it all». Das grösste Problem ist dabei, dass dies die demografischen Gräben vertieft. Hier könnten Chinas Erfahrungen aufschlussreich sein: Entwickeln eines Weltbildes, das allen eine gute Zukunft ermöglicht, und Begründen von notwendigen Auflagen, die mit den wohl ebenfalls nötigen Transferleistungen verbunden sind.

Gernot Gwehenberger, Dornach

Vorbild Japan

Nr. 34 – «SBB in der Krise»; Beat Gygi und Hans Bosshard über die Schweizerischen Bundesbahnen

Der Fehler liegt nicht bei Andreas Meyer, sondern bei den Leuten, die ihn ausgewählt haben. Meyer war ja vorher bei der Deutschen Bahn, die auch nicht den besten Ruf hat. In Japan ist der Bahnverkehr viel dichter und reibungsloser. Man sollte sich mal dort umsehen für einen obersten Chef für die SBB.

Alfred Simonetti, Breitenbach

Weltwoche allgemein

Ich bin seit Jahren ein begeisterter Leser der Kolumnen von Claudia Schumacher. Witz, Esprit, Humor und Sprachvielfalt vom Feinsten. *Christoph Domeisen, Bergamo (I)*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Ich habe den Eindruck, dass heute keine Widersprüche mehr geduldet werden. Dies zeigt sich zurzeit besonders daran, dass sofort an den Pranger gestellt wird, wer Massnahmen gegen den Klimawandel fordert und trotzdem fliegt. Es ist doch menschlich, ab und zu mal «Wasser zu predigen und Wein zu trinken», ansonsten müssten wir ja malle ins Kloster. Wie sehen Sie das? *Ida M., Baden*

Ihre Bemerkung ist nicht unberechtigt. Es gibt immer mehr Leute, die es nicht gut ertragen, wenn jemand eine andere Meinung hat als sie selbst. Ob das wirklich neu ist, wage ich zu bezweifeln. Zumindest ist aus der Geschichte bekannt, dass Leute, die eine abweichende Meinung vertreten haben, nicht gut behandelt worden sind.

Aus der Geschichte ist bekannt, dass früher, wer eine andere Meinung hatte, sogar auf den Scheiterhaufen kam oder auf andere Weise sein Leben lassen musste. Mindestens ganz so weit ist es heute nicht. Aber es ist festzustellen, dass auch hier in vielen Dingen eine Untoleranz gepflegt wird. An-

dere Meinungen sind eben nicht immer angenehm. Sie zwingen einen immer wieder, die eigene Meinung in Frage zu stellen. Angenehmer ist es, wenn einem alle recht geben.

Auch darf man nicht allzu päpstlich sein, wenn jemand Wasser predigt und Wein trinkt. Anderen den richtigen Weg aufzuzeigen ist eben leichter, als selbst den richtigen Weg zu gehen. Wenn einer glaubt, verkünden zu müssen, dass er nur Wasser trinkt, um alle anderen, die Wein trinken, zu verurteilen, können Sie davon ausgehen, dass der angebliche Wassertrinker mehr dem Wein zugeneigt ist, als man glaubt. Er verkündet eine angebliche Wahrheit, um seine eigene Unwahrheit zu verdecken.

Sie schreiben, wenn man nicht mehr Wasser predigen und gleichzeitig Wein trinken dürfe, müsste man ja ins Kloster. Sind Sie so sicher, dass es im Kloster so viel anders ist? Hier zeigt die Geschichte, dass in sehr vielen Klöstern ebenfalls Wasser gepredigt und Wein getrunken wurde. Also trinken Sie getrost Ihr Glas Wein, und lassen Sie andere Wasser predigen, ohne zu sehr auf diese zu hören.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Neuer Mobilfunkstandard 5G: Mehr Chancen oder Gefahren?

Ab Montag, 9. September, täglich um 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 16. September,
täglich um 17.25 Uhr auf



und unter:
www.fokus-kmu.tv

D wie Desaster

Als Doris Leuthard noch Bundesrätin war, feierten die Medien sie als «Strahlefrau», als «Helvetia». Ein Jahr später ist vom Glanz kaum mehr etwas übrig. Leuthards politisches Erbe zerfällt zu Staub, jetzt muss Nachfolgerin Simonetta Sommaruga die letzten Bruchstücke zusammenwischen. Von Hubert Mooser



Herbst einer Ikone.

Es war ein Abend unter Freunden: Nationalrat Alois Gmür (CVP), Bierbrauer aus dem Kanton Schwyz, hatte alt Bundesrätin Doris Leuthard nach Lachen eingeladen, für ein Referat über die Klimapolitik. Gmür schwärmte noch Tage später vom Auftritt der früheren Bundesrätin. «Sie hat das super gemacht», lobt er. Mit viel Charme und Witz habe sie das schwierige Thema rübergebracht. Der Titel des Referates lautete: «Das Klimaabkommen von Paris – Was macht die Politik?» Spätestens seit einer Woche weiss Leuthard definitiv, was die Politik macht: Sie änderte die von ihr vorgespurte Klimapolitik. Und wie.

In fast atemraubendem Tempo treibt ihre Nachfolgerin im Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek), SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga, einen Kurswechsel voran und revidiert laufend Entscheidungen ihrer Vorgängerin – auch bei der

Klimapolitik. Vergangene Woche kündigte sie eine Verschärfung der seit dem Klimagipfel von Paris vom Bundesrat beschlossenen CO₂-Reduktionsziele an. Bis 2050 sollen die CO₂-Emissionen in der Schweiz auf netto null sinken. Leuthard hatte die Schweiz mit der

CVP-Chef Pfister wundert sich, wie einfach Sommaruga ihre Anliegen im Bundesrat durchbringt.

Unterschrift unter das Klimaabkommen von Paris 2015 verpflichtet, den CO₂-Ausstoss um 70 bis 85 Prozent zu reduzieren.

Gleichen Tags räumte die SP-Bundesrätin mit einem anderen Projekt aus der Ära Leuthard auf – mit dem Gesetz über elektronische Medien. Der Staat sollte, so hatten sich das Leuthard und ihre Einflüsterer ausgedacht,

publizistische Online-Angebote subventionieren – insbesondere die Angebote jener Anbieter, die wenig traditionellen Text und dafür viel Video- und Audiomaterial auf ihre Website laden. Sommaruga versenkte nun elegant auch diese Vorlage und will stattdessen über das bestehende Radio- und Fernsehgesetz (RTVG) eine sozialistische Medienförderung aufgleisen. Mit 127 Millionen Franken pro Jahr will sie Online- und Printmedien im grossen Stil subventionieren.

Eigene Akzente setzen

So unsinnig die Verschärfung der Klimaziele und die Geldspritzen für Medienhäuser auch sind, sie zeigen das Dilemma der neuen Uvek-Chefin auf. Sommarugas grösstes Problem ist ihre Vorgängerin im Amt. Leuthard hat während ihrer Amtszeit alle Felder der Infrastrukturpolitik besetzt: Sie hat sprudelnde

Geldquellen für den Ausbau von Strasse und Schiene erschlossen, die Energiewende mit grosszügigen Fördergeldern vollzogen, die Raumplanung in ein bundesbernisch-dirigistisches Korsett gezwängt und ein neues Radio- und Fernsehgesetz durchgebracht, das die Radio- und Fernsehnutzer teils doppelt zur Kasse bittet. Für Nachfolgerin Sommaruga bleibt nicht mehr viel. Kleinzeug, Umsetzung, Weiterentwicklung: Das ist nicht das, was Sommaruga bisher gewohnt war. Sie will als Uvek-Chefin eigene Akzente setzen.

Überraschend ist, wie einfach ihr das jetzt gelingt. Sie sagt: «Die Medien sind das Fundament unserer Demokratie» – und hat Sofortmassnahmen aufgegleist, um die Rahmenbedingungen der Medien zu verbessern. Sie sagt: «Seit dem Klimaabkommen von Paris ist die Wissenschaft zu neuen Erkenntnissen gelangt. Der Weltklimarat hat 2018 aufgezeigt, welche gravierenden Folgen eine globale Erwärmung von zwei Grad Celsius haben kann. Wir müssen die Treibhausgase noch schneller eindämmen als bisher.»

Was die Säulenheilige der CVP, alt Bundesrätin Doris Leuthard, auch anfasste, scheint unter dem Druck Sommarugas jetzt zu zerfallen.

Spott im trauten Kreis

Das sieht CVP-Nationalrat Martin Candinas (GR) anders und spricht von einer Überinterpretation. «Es ist nicht davon auszugehen, dass Bundesrätin Leuthard das Gesetz über die elektronischen Medien weiterverfolgt hätte. Die CVP war ja auch nicht begeistert und hat die Frage aufgeworfen, ob es das Gesetz wirklich braucht.» Auch beim Klimaschutz habe sie mit der Energiestrategie 2050 entscheidende Arbeit geleistet. Parteichef Gerhard Pfister wundert sich, wie einfach Bundesrätin Sommaruga ihre Anliegen im Bundesrat durchbringt.

Leuthard selber hält sich mit Kritik an ihrer Nachfolgerin in der Öffentlichkeit zurück. Aber Vertrauten gegenüber lässt sie durchblicken, dass ihr die jüngsten Entscheide des Bundesrates gegen den Strich gehen. «Dieser Bundesrat», spöttelte sie im trauten Kreis und erwähnte, dass das Seco schon 2007 das sogenannte Netto-null-Ziel beim CO₂-Ausstoss erfolglos zur Debatte gestellt habe. Es ist für die erfolgsverwöhnte Alt-Bundesrätin nicht einfach, tatenlos zuschauen zu müssen, wie ihre Nachfolgerin sie vom Sockel stösst.

Der Sturz ist tief. Zur «Strahlefrau, Superfrau, Helvetia» überhöhte sie die *Aargauer Zeitung*, als sie im September 2018 ihren lang erwarteten Rücktritt bekanntgab. «Ja, Sie waren toll, Frau Leuthard!», titelte der *Blick*. Die *NZZ* schrieb von «einem grossen politischen Talent», das die Bühne verlasse.

Ohne Zweifel wusste Leuthard, wie man Mehrheiten für die eigenen Vorlagen gewinnt. 16 von 18 Abstimmungen entschied sie für sich.

Selbst SVP-Verkehrspolitiker Ulrich Giezendanner, der mit ihr im Parlament nicht gerade zimperlich umging, ist überzeugt, dass die Abstimmung über die zweite Strassenröhre am Gotthard ohne sie nicht zu gewinnen gewesen wäre.

Leuthard wusste sich stets in Szene zu setzen, alles war immer auf den perfekten Auftritt getrimmt. Zur Eröffnung des Gotthard-Basistunnels trug sie einen Mantel mit Löchern, geschneidert von Akris. Doch vieles war eben auch nur Schein, wie der superteure Tesla, den sie als Umweltministerin demonstrativ vorführte. Sie spare Tonnen an CO₂, pflegte Bundesrätin Leuthard sich zu rühmen, wenn Kritiker sie auf ihr Dienstfahrzeug ansprachen. Sie schwieg sich aber stets darüber aus, dass die Produktion des Tesla und vor allem seiner Batterie sehr wohl zu Treibhausgasen und Umweltbelastungen führt.

Das Denkmal Leuthard bröckelte schon in ihrem letzten Amtsjahr. Im Frühjahr 2018 wurde aktenkundig, dass Postauto Schweiz 205 Millionen Franken Subventionen ertrogen hatte. Die Post gehört wie die SBB und die Swisscom zum Einfluss- und Machtbereich

Das Denkmal Leuthard bröckelte schon in ihrem letzten Amtsjahr.

des Uvek. Den Skandal deckte zwar Leuthards Bundesamt für Verkehr (BAV) auf. Das Amt musste sich jedoch in einem Audit vorwerfen lassen, jahrelang nichts bemerkt zu haben.

Bei den SBB macht es den Eindruck, als hätten sich während der Ära Leuthard Probleme angestaut, die sich jetzt unter neuer Führung des Uvek Bahn brechen. Jahrelang schaute Leuthard zu, wie sich das Verhältnis zwischen SBB-Chef Andreas Meyer und ihrem Direktor des BAV, Peter Füglistaler, verschlechterte. Sie hielt sich aus dem Streit heraus. Aus der Presse will sie erfahren haben, dass ihr BAV der BLS Konzessionen für zwei Fernverkehrslinien übertragen wollte, was die SBB bis vor Gericht bekämpften. Dann kam Sommaruga, gab den Tarif durch, und plötzlich kam ein Kompromiss zustande. Die Konzessionen bleiben zwar bei den SBB, die BLS darf aber neu drei Regio-Express-Linien betreiben.

Ihr eigentliches Vermächtnis

Bei der Verlagerungspolitik fand Sommaruga sogar unbeackertes Terrain vor. Bei ihrem spektakulären Auftritt am Gotthard liess Leuthard sich zwar ausgiebig feiern, aber für die Verlagerung des Schwerverkehrs auf die Schiene – deswegen hat man den neuen Eisenbahntunnel eigentlich gebaut – tat sie wenig. «Leuthard hat sich für die Verlagerung nicht sehr interessiert», sagt jedenfalls Jon Pult, der Präsident der Alpeninitiative.

Sommaruga war dagegen keine fünf Monate im Amt, als sie bekanntgab, dass sie die Verlagerung mit einem Massnahmenpaket stärken will. Dazu gehört, die Trassenpreise für Züge zu senken und langen Güterzügen einen Sonderrabatt zu gewähren. Der Aargauer Fuhrhalter Ulrich Giezendanner ist froh, dass endlich wieder etwas Bewegung ins Thema kommt.

Sogar Leuthards eigentliches Vermächtnis, der schrittweise Atomausstieg, wird zwei Jahre nach der Abstimmung im Parlament bereits wieder hinterfragt. Anders als es die teils wolkigen Worte der früheren Energieministerin während der Abstimmungskampagne zur Energiestrategie 2050 vermuten liessen, könnte die Schweiz beim Strom schon bald mit Versorgungsengpässen konfrontiert sein.

«Ernsthafte Probleme»

Eine von den Ständeräten beschlossene Motion, der auch der Bundesrat und die neue Uvek-Chefin zustimmten, stellt das Gelingen der Energiewende in Frage. «Wir stehen vor ernsthaften Problemen», sagt CVP-Ständerat Beat Rieder, der diesen Vorstoss in der Energiekommission des Ständerates anregte. Das Problem: Wegen des Atomausstiegs ist die Schweiz in Zukunft verstärkt auf Stromimporte angewiesen. Die Exportfähigkeit der Nachbarländer ist jedoch nicht mehr jederzeit gewährleistet, da in diesen Ländern ein massiver Abbau von gesicherter Kapazität aus Kohle- und Kernenergie absehbar ist. Auf der anderen Seite kommt der Ausbau von einheimischen erneuerbaren Energieträgern wie Sonne, Wind oder Geothermie nicht vom Fleck.

Das sind keine guten Perspektiven. Kein Wunder, macht bereits das Bonmot die Runde, das D stehe für Doris und Desaster. ○

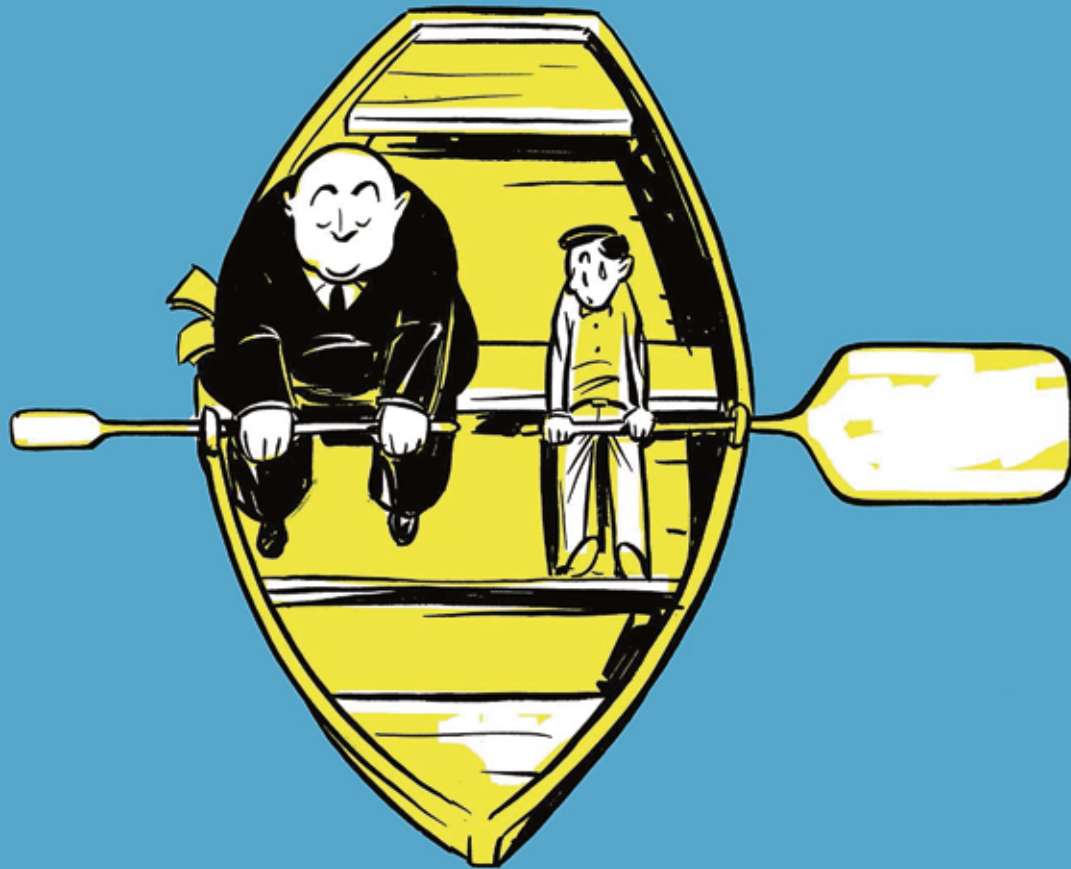
Danke, dass ich leben darf!



... 90% dürfen es nicht.

MARSCH FÜR'S LÄBE
MARCHÉ POUR LA VIE
MARCIA PER LA VITA

14. Sept. 2019, 14 Uhr
Turbinenplatz Zürich



Schmelzende Eisschollen.

Sozialpolitische Frivolitäten

In der Sozialpolitik geht es heute in erster Linie darum, Geld zu verteilen. Und das Falsche zu tun: Statt die Renten zu sichern, schickt man Jungväter in den Urlaub.

Von Katharina Fontana

Manchmal macht das Politikerleben richtig Freude. Dann nämlich, wenn man Geld verteilen und sich in der Öffentlichkeit als guter Mensch inszenieren kann. Nächste Woche wird das wieder der Fall sein, wenn der Nationalrat über die Einführung eines bezahlten Vaterschaftsurlaubs diskutiert. Vor wenigen Jahren noch als unnötiger Luxus angesehen, ist die Familienzeit für Väter mittlerweile zur sozialpolitischen Priorität avanciert. Auf der Wunschliste stehen vier Wochen bezahlter Urlaub, den die Gewerkschaften mit einer Volksinitiative fordern, und zwei Wochen, wie sie der Ständerat beschlossen hat. Anderen geht das viel zu wenig weit: Sie verlangen eine eigentliche Elternzeit, wobei die besonders Grosszügigen den Jungfamilien ein ganzes Jahr bezahlte Auszeit gönnen wollen. Zwar hält eine kleine bürgerliche Minderheit das Fähnchen des Widerstands hoch und will gar nicht erst auf die Urlaubs-Vorlage eintreten. Doch es würde an ein Wunder grenzen, wenn die Ratsmitglieder am Ende nicht mindestens der zweiwöchigen Papi-Zeit zustimmen wür-

den – so viel zur «rechten Mehrheit» im Parlament, die es laut linken Wahlslogans bei den nächsten Wahlen zu brechen gelte.

Finanziert werden soll die neue soziale Wohltat – die sich jeder frischgebackene Vater auch selber leisten kann, indem er seine Ferien bezieht – über die Erwerbsersatzordnung (EO). Die Billigvariante mit zwei Wochen schlägt mit rund 230 Millionen Franken jährlich zu Buche, was bedeutet, dass jeder Berufstätige ein bisschen weniger verdienen wird: Laut Bundesrat muss der EO-Satz wegen des Vaterschaftsurlaubs von heute 0,45 auf 0,5 Lohnprozent erhöht werden. Das wird indes nicht reichen, da erstens bereits weitere Ausbauschritte aufgegleist sind, für welche die EO angezapft werden soll, und da es zweitens naiv wäre, zu glauben, dass die zwei Wochen Vaterschaftsurlaub für Ruhe sorgen würden. Ein mehrmonatiger, von der Allgemeinheit bezahlter Urlaub scheint das Mindeste zu sein, was moderne Jungeltern heute erwarten; Pläne für eine entsprechende Volksinitiative werden denn auch schon gewälzt.

Wäre der Vaterschaftsurlaub nur eine zeitgeistige Einzelercheinung, könnte man darüber hinwegsehen. Das ist er aber nicht, sondern er ist vielmehr Sinnbild der Frivolität, die in der Sozialpolitik mittlerweile herrscht. Würde

Spätestens in zwanzig Jahren ist die Rentenkasse leer, so die neusten Projektionen des Bundes.

man die berühmte schwäbische Hausfrau zum Schweizer Sozialsystem befragen, bekäme man zu hören, dass man nicht über seine Verhältnisse leben kann. Und vor nicht allzu langer Zeit hätte die Schweizer Hausfrau noch dasselbe gesagt. Doch die politische Stimmung geht in die andere Richtung: Im Sozialbereich stellt die Schweiz immer mehr Rechnungen aus, die irgendwer irgendwann bezahlen muss.

Kein Volk von Schwerarbeitern

Das zeigt sich drastisch bei der Altersvorsorge. Ohne zu dramatisieren: Die Finanzperspektiven

der AHV sind schlicht zum Davonlaufen. Weil die Leute immer älter werden, aber nicht länger arbeiten, steigen die Ausgaben kontinuierlich an. Die Pensionierungswelle der Babyboomer in den nächsten Jahren wird die Lage noch verschärfen. Das Rezept der Politiker, um dem Totalabsturz der AHV entgegenzuwirken, ist simpel: mehr Lohnbeiträge, mehr Bundessubventionen, höhere Mehrwertsteuer – schlicht: mehr Einnahmen. Die Einsparungen nehmen sich demgegenüber bescheiden aus. Zwar will der Bundesrat das Rentenalter der Frauen von 64 auf 65 Jahre erhöhen, was bei der Linken für rituelle Empörung sorgt, er will die dadurch erzielten Entlastungen aber zu einem Gutteil gleich wieder für soziale Abfederungen ausgeben – als wäre es irgendwie unanständig, bei der AHV Geld einzusparen. Die vor wenigen Tagen präsentierte AHV-Reform ändert zudem nichts daran, dass dem AHV-Fonds das Geld ausgehen wird: Spätestens in zwanzig Jahren ist die Rentenkasse leer, so die neusten Projektionen des Bundes.

Nun kann man darauf hoffen, dass sich irgendwo auf wundersame Weise eine unerschöpfliche Geldquelle auftut, mit der alle Probleme gelöst wären. Oder man kann realistisch sein und endlich das Rentenalter erhöhen, was zwar nicht angenehm, aber auch nicht unmenschlich wäre: Die Schweizer sind kein Volk von Schwerarbeitern, die mit 65 Jahren am Ende ihrer Kräfte angelangt sind und erschöpft in den Liegestuhl sinken; ein bisschen Mehrarbeit liegt drin. Doch vor einer generellen Anhebung des Rentenalters schrecken die Politiker von links bis rechts zurück, selbst wenn etliche europäische Länder, an denen man sich sonst gerne orientiert, diesen Schritt bereits vollzogen haben. Nicht einmal der Bundesrat bringt den Mut auf, die Bevölkerung auf die notwendige Anpassung einzustimmen, im Gegenteil: Die Landesregierung sorgt mit ihrer Idee einer neuen, vom Bund finanzierten «Überbrückungsrente» für ältere Arbeitslose dafür, dass Sechzigjährige auf dem Arbeitsmarkt nun sozusagen offiziell als hoffnungslose Fälle gelten.

Parallel zur AHV sieht es auch bei der beruflichen Vorsorge düster aus. Wer jeweils seinen Pensionskassenausweis Anfang Jahr anschaut, dem wird es blümerant: Trotz höherem Sparkapital wird die prognostizierte Rente aus der zweiten Säule immer geringer. Die Umwandlungssätze sinken stetig, und ein erheblicher Teil der Kapitalrendite muss für die Pensionierten aufgewendet werden; schätzungsweise sieben Milliarden Franken jährlich fließen von den Jungen zu den Alten. Echte strukturelle Reformen sind nicht in Sicht, vielmehr will man den Berufstätigen auch hier noch mehr finanzielle Solidarität abverlangen: Sie sollen einen Zusatzbeitrag von 0,5 Prozent ihres Lohnes abliefern, der den Pensionierten zugutekommt, so der Vorschlag der Sozial-

partner. Das ist schön für jene Jahrgänge, die bald in den Ruhestand treten, doch ob ein Zwanzigjähriger dereinst selber noch auf eine Rente zählen kann, die diesen Namen verdient, ist eine andere Frage.

Nicht ganz so schlimm sieht es heute bei der Invalidenversicherung aus, die lange das Sorgenkind unter den Sozialwerken war. Dies, weil man den Zugang zu einer Rente deutlich erschwert und zudem mehrere Milliarden Franken in die marode IV gesteckt hat. Doch bereits 2018 hat die IV – entgegen früheren Projektionen des Bundesamtes für Sozialversicherungen – wieder ein Defizit geschrieben, der Schuldenabbau geht lange nicht so schnell voran wie angekündigt, zudem hat das Bundesgericht die Schleusen bei der IV-Praxis in letzter Zeit wieder etwas geöffnet. Das nach wie vor hochverschuldete Sozialwerk ist also noch lange nicht aus dem Schneider. Im Gesundheitsbereich liegt ebenfalls vieles im Argen. Die Ausgaben kennen nur eine Richtung: nach oben. Mehr als ein Viertel der Bevölkerung erhält heute Prämienverbilligung, was Milliarden kostet. Und für das viele Geld, das man als Versicherter zahlt, will man dann auch wenigstens etwas bekommen – im Minimum ein paar Stunden Physiotherapie pro Jahr müssen es schon sein. Ein paar einsame Rufer fordern eine Abkehr vom Bisherigen, etwa eine obligatorische Versicherung allein für Hochrisiken. Doch die Politik traut sich nicht und schraubt lieber an den zahlreichen Rädchen herum, die im Gesundheitssystem drehen. An der Kostenspirale wird das kaum etwas ändern.

Es fehlen die Eisbärenbabys

Das unseriöse Politisieren im Sozialbereich wird dadurch erleichtert, dass die Probleme nicht wirklich sichtbar sind – noch nicht. Beim Stichwort Sozialversicherungen hört die jüngere Generation gerne weg, der Begriff löst keine intensiven Gefühle aus, das Alter ist noch in weiter Ferne, und anders als beim Klimastreik, wo die Jungen ebenfalls «ein Recht auf Zukunft» verlangen und für sie die Zeit «auf fünf vor zwölf» steht, kann man das Thema nicht mit Eisbärenbabys auf schmelzenden Eisschollen bebildern. Obschon die jüngere Generation immer mehr Lasten, immer mehr zusätzliche Steuern und Lohnbeiträge zahlen muss – und in Zeiten von Negativzinsen auch nicht Vermögen ansparen kann –, gibt es von ihr keinen wahrnehmbaren Protest. Anders als die Klimaschüler neigen junge Berufstätige nicht dazu, die Arbeit niederzulegen und für ihre Anliegen auf die Strasse zu gehen. Dabei hätten sie allen Grund. Denn läuft es weiter wie bisher, riskieren sie, im Alter in prekären Verhältnissen zu leben. Da wird es für sie dann auch nur ein sehr schwacher Trost sein, dass sie in jungen Jahren eine bezahlte Papi-Zeit hatten. ○

Eröffnung
28.11.2019

RULANTICA
Die neue Wasserwelt des EUROPA-PARK



LEINEN LOS hinein ins Abenteuer

Ganzjährig geöffnet (ausser 24./25.12.)

25 Wasserattraktionen:
17 Rutschen, Wellenbad,
Wild River, u. v. m.



Tickets & Infos:
rulantica.de

Mack
INTERNATIONAL

Vorteil Freisinn

Das Rahmenabkommen ist bei Smartvote, der grössten Online-Wahlhilfe der Schweiz, kein Thema. Das dürfte der SVP schaden und der FDP helfen.

Von Erik Ebnetter

Wer wissen will, welche Politiker die eigenen Ansichten am ehesten vertreten, nutzt in der Schweiz meist Smartvote. Gestartet 2003, hat sich die Web-Applikation als wichtigster Wahlhilfeservice etabliert. Nur in wenigen Ländern gab es so früh ein solches Angebot, und nur in wenigen Ländern erreichen vergleichbare Plattformen einen ähnlich hohen Marktanteil. Bei den eidgenössischen Wahlen vor vier Jahren liessen sich 85 Prozent der National- und Ständeratskandidaten von Smartvote politisch vermessen. Daraus resultierten 1,3 Millionen Wahlempfehlungen – bei knapp 5,3 Millionen Wahlberechtigten.

Das Herzstück der Anwendung ist ein Katalog von 75 Fragen. Er umfasst alle Politikbereiche und berücksichtigt Sachpositionen, Werthaltungen sowie Budgetprioritäten. Die Kandidaten hinterlegen ihre Antworten öffentlich einsehbar, teils mit Kommentaren versehen, um ihre Ansichten zu erklären. Nachdem ein Nutzer den Fragebogen ebenfalls ausgefüllt hat, berechnet ein Algorithmus einen prozentualen Übereinstimmungswert. Dargestellt wird das Ergebnis in Listenform, gefiltert nach Wahlkreisen. Der Nutzer sieht so auf einen Blick, welche wählbaren Kandidaten mit Smartvote-Profil ihm politisch am nächsten stehen.

Gleichauf mit der Klimapolitik

Da Smartvote die Konkurrenz sichtbar macht – und damit eine hohe Aufmerksamkeit erreicht –, haben die Parteien im Normalfall ein Interesse daran, ihr Profil möglichst scharf herauszustellen. Der *Sonntagsblick* berichtete kürzlich, fast alle Parteien würden ihren Kandidaten einen Leitfaden zur Verfügung stellen, um die Fragen zu beantworten. Allerdings lassen sich Differenzen bei Smartvote nur dann abbilden, wenn auch nach ihnen gefragt wird. Die Betreiber der Plattform, organisiert in einem politisch neutralen, nicht gewinnorientierten Verein, berücksichtigen für ihren Fragebogen wichtige Themen, «zu welchen viele Kandidierende unterschiedliche Meinungen haben», wie sie schreiben. Gleichzeitig räumen sie ein, dass subjektiv sei, was man als wichtig bewerte.

Dass Smartvote gelegentlich eine Leerstelle lässt, überrascht deshalb kaum; dass es diesmal das Rahmenabkommen der Schweiz mit der Europäischen Union trifft, schon eher. Folgt man dem jüngsten SRG-Wahlbarometer, zählt die Europapolitik für 37 Prozent der



«Ja, aber»-Kurs: FDP-Chefin Petra Gössi am Eidgenössischen Schwingfest in Zug.

Schweizer zu den drei wichtigsten Themen der Gegenwart. Das ist der zweithöchste Wert, hinter der Gesundheitspolitik und gleichauf mit der Klimapolitik. Im Frühjahr, als die Diskussion um das Rahmenabkommen einem ersten Höhepunkt zustrebte, lag dieser Wert sogar nahe bei 50 Prozent, was Platz eins bedeutete. Gespiegelt wird das bei Smartvote nicht. Nur drei von 75 Fragen beziehen sich auf das Verhältnis der Schweiz zur Europäischen Union – und keine davon auf das Rahmenabkommen.

Gefragt wird nach der Personenfreizügigkeit, nach dem Schengen-Abkommen und nach EU-Beitrittsverhandlungen. Während aber die Personenfreizügigkeit und das Schengen-Abkommen tatsächlich Debatten anstossen, die manchmal sogar in knappen Volksentscheiden münden, wirkt die Frage nach Beitrittsverhandlungen aus der Zeit gefallen. Gerade einmal 15 Prozent der Bevölkerung wünschen sich einen EU-Beitritt, wie die alljährliche Sicherheitsstudie der ETH für 2019 ermittelte – ein tiefer Wert im historischen

Vergleich. Und von den grossen Parteien hat nur noch die SP den EU-Beitritt im Programm. Die FDP und die CVP räumten diese Position schon vor Jahren.

Die Konfliktlinie in der Europapolitik verläuft heute kaum mehr entlang der Beitrittsfrage. Die Parteien streiten viel eher darum, welchen Preis die bilateralen Verträge haben dürfen. Soll man, um sie nicht zu gefährden,

Die Europapolitik zählt für 37 Prozent der Schweizer zu den drei wichtigsten Themen der Gegenwart.

eine institutionelle Anbindung der Schweiz an die Europäische Union unterstützen? Soll deren Gerichtshof im Zweifel verbindliche Urteile für die Schweiz fällen dürfen? Im Katalog von Smartvote fehlen solche Fragen – ausser bei der Personenfreizügigkeit –, dabei betreffen sie nicht nur die viel diskutierte Europapolitik, sondern auch Unabhängigkeit und Souveränität im Allgemeinen. Nimmt man wiederum

den SRG-Wahlbarometer zum Massstab, halten immerhin 17 Prozent der Schweizer dieses Thema für besonders wichtig. Zum Vergleich: Die Gleichstellung von Mann und Frau kommt nur auf 15 Prozent (dafür indirekt auf mehrere Fragen bei Smartvote).

Einfluss auf Wahlverhalten

Was bedeutet das für die Parteien? Unklar ist, ob *voting advice applications*, wie Angebote à la Smartvote im wissenschaftlichen Jargon heissen, einen Einfluss auf das Wahlverhalten ihrer Nutzer haben. Kürzlich erschien im *Journal of Politics* eine Feldstudie, die am Beispiel von Smartvote dieser Frage nachging. Die Autoren, darunter Forscher aus der Schweiz, schreiben in ihrem Resümee, die Resultate liessen einen Einfluss vermuten. Konkret würden die Nutzer bestärkt, ihre favorisierte Partei tatsächlich zu unterstützen. Gleichzeitig würden sie vermehrt andere Parteien als Wahloptionen erwägen. Eine ältere Untersuchung, veröffentlicht in *West European Politics*, stellte zudem fest, dass die Frageauswahl das Ergebnis der Wahlempfehlung verändern kann.

Wendet man diese Erkenntnisse auf den diesjährigen Wahlkampf in der Schweiz an, drängt sich der Schluss auf, dass die Frageauswahl bei Smartvote der FDP helfen und der SVP schaden kann. Beide Parteien konkurrieren um Wähler rechts der Mitte, unterscheiden sich aber in ihrer Haltung zum Rahmenabkommen. Die SVP lehnt es ab und weiss damit den grössten Teil ihrer Anhänger hinter sich. Die FDP verfolgt einen «Ja, aber»-Kurs: Ihre Fraktion hat dem Abkommen zugestimmt, sofern die EU gewisse Fragen klärt. Mehr als die Hälfte der FDP-Wähler fordert hingegen Nachverhandlungen, wie eine Tamedia-Umfrage im Frühling ergab. Die EU hat dieses Ansinnen inzwischen zurückgewiesen und damit potenziell viele Freisinnige verärgert. Sie dürften für die SVP-Position empfänglich sein.

Sichtbar ist diese Position auf Smartvote nicht. Könnten sich die Kandidaten dort zum Rahmenabkommen äussern, würden manche FDP-Anhänger womöglich mehr SVP-Politiker zur Wahl empfohlen bekommen. Dass diesen Freisinnigen einen Wechsel zur SVP zumindest ins Auge fassen würden, legen die neuen Studienergebnisse nahe. Passieren dürfte nun, was die Forscher ebenfalls beobachteten: dass die Parteipräferenz der Nutzer gestärkt wird. In der wichtigsten europapolitischen Frage, die Smartvote stellt – Beitrittsverhandlungen: ja oder nein? –, unterscheiden sich SVP und FDP nicht. Es hätten beim Freisinn viele Kandidaten ausscheren müssen, damit für die Wähler eine erkennbare Differenz entstanden wäre. Die Parteispitze unterband dies schon im Ansatz: «Die FDP lehnt einen EU-Beitritt ab», heisst es in ihrem Smartvote-Leitfaden unmissverständlich. ○

Umwelt

Grünes Glaubensbekenntnis

Von Klimajugend bis Bundesrat – fast alle fordern einen CO₂-Ausstoss von netto null. Dass die Realität sich den hehren Plänen nicht beugt, wird ausgeblendet. Von Hans Rentsch und Martin Schlumpf

Die Gletscher-Initiative ist der grösste Etikettenschwandel der schweizerischen Abstimmungsgeschichte. Den Leuten wird suggeriert, wir Schweizer hätten es in der Hand, das Abschmelzen unserer Alpengletscher zu verhindern. Denn wer liest schon den Initiativtext? «Netto null CO₂» ist zum neuen grünen Glaubensbekenntnis geworden, dem nun alle Parteien mit Ausnahme der SVP huldigen. Auch der Bundesrat hat nachgezogen. Die Differenzen liegen nur noch beim Zieltermin: 2030 (Klimajugend), 2040 (BDP) oder 2050 (Bundesrat). Der mehr oder weniger rasche Ausstieg aus der fossilen Energie ist beschlossene Sache.

Professor Thomas Stocker (Universität Bern) zeigte in einem Referat an einer NZZ-Konferenz kürzlich, was nötig wäre, um das 1,5-Grad-Celsius-Ziel zu erreichen, das vom Weltklimarat (IPCC) vorgegeben und von der Uno-Staatengemeinschaft zumindest deklaratorisch mitgetragen wird. Das noch verbleibende CO₂-Budget müsste gemäss IPCC in den nächsten dreizehn Jahren auf null gesenkt werden, was einer jährlichen Reduktionsrate von 7,5 Prozent entspricht. Unser CO₂-Ausstoss, der immer noch ungebrochen weiterwächst, müsste also ab sofort dramatisch gebremst werden!

Zum überwiegenden Teil fossil

Doch was geschieht derweil effektiv in der grossen, weiten Welt? Die bisherige internationale Klimapolitik hat kaum Wirkung gezeigt. Nach der BP Statistical Review 2019 ist der Gesamtenergieverbrauch der Welt von 1992 bis 2018 um 69 Prozent angestiegen. Der fossile Anteil blieb längere Zeit bei 87 Prozent konstant. Erst seit 2012 fiel er langsam auf 85 Prozent. Noch immer werden also mehr als vier Fünftel unseres Energiebedarfs mit fossilen Quellen gedeckt. Auch der jährliche Mehrverbrauch ist zum überwiegenden Teil fossil.

Und doch gibt es erste Anzeichen einer noch schwachen Wende: Seit 1992 ist der Anteil Öl am Gesamtenergiemix um knapp 7 Prozent gesunken und durch rund 4 Prozent erneuerbare Energien und 3 Prozent Gas ersetzt worden. Gleichwohl darf man die Proportionen nicht aus den Augen verlieren. Ungeachtet fantastischer Ausbauraten von Wind- und Solarenergie in den letzten Jahren machen sämtliche erneuerbaren Energien (ohne

Wasserkraft) erst 4 Prozent des Gesamtverbrauchs aus.

Zudem hat der Zuwachs an CO₂-Emissionen zum überwiegenden Teil im Raum Asien/Pazifik stattgefunden, zu mehr als der Hälfte in China. Alle Reduktionen, die Europa realisiert hat, sind durch China und Indien mehrfach wettgemacht worden. Und die Gewichte werden sich weiter verlagern: Indien wird China in absehbarer Zukunft als energiehungrigstes Land überholen, getrieben von weiterem Bevölkerungswachstum und einem noch bescheidenen Pro-Kopf-Energieverbrauch.

All diese energiepolitischen Veränderungen hat die Internationale Energieagentur (IEA) ihrem Outlook 2019 zugrundegelegt. Im Szenario «New Policies» geht sie davon aus, dass alle Länder bis 2040 ihre Versprechungen, die sie im Pariser Klimaabkommen abgegeben haben, vollständig erfüllen werden. Das Resultat ist ernüchternd: Der Energieverbrauch steigt um weitere 25 Prozent, und auch der CO₂-Ausstoss nimmt auf einem leichten Aufwärtspfad weiter zu. Eine unüberbrückbare Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit tut sich auf: Laut IPCC sollten wir den CO₂-Ausstoss jährlich um über 7 Prozent senken, doch die Prognosen aufgrund optimistischer Annahmen zeigen ein weiteres Wachstum. Von netto null ist die Welt im Jahr 2040 weiter entfernt als heute.

«Wenn wir alle zusammen unseren Lebensstil ändern, können wir den Klimawandel stoppen.» Das sagte Selina Walgis, Nationalratskandidatin von den Jungen Grünen, im Gespräch mit der NZZ. Diesem Satz werden viele Leute heutzutage sicher zustimmen, weil die Zustimmung nichts kostet, aber ein gutes Gefühl vermittelt. Doch wie möchte die junge grüne Hoffnungsträgerin drei Vierteln der Menschheit die Änderung des Lebensstils schmackhaft machen? Durch gutes Zureden oder doch eher durch eine autoritäre Weltregierung? Man kann nur hoffen, dass sich auch die Wahlberechtigten solche Fragen stellen, bevor sie den Wahlzettel ausfüllen.

Hans Rentsch ist promovierter Ökonom und freier Autor.

Martin Schlumpf ist emeritierter Professor für Musiktheorie und privater Forscher, vor allem auf den Gebieten Energie und Klima.

Entfremdung im Dorf

Die frühere Trinkerheilstätte Ellikon an der Thur heisst heute Forel-Klinik. Seit Staat und Krankenkassen die Klinik übernommen und umbenannt haben, geht es bergab. *Von Christoph Mörgeli*



Zur Wohlfühloase verkommen: Forel-Klinik in Ellikon an der Thur.

Nicht immer sei die Alkoholabstinenz das Ziel der Abhängigen. Viele von ihnen wünschten, ihren «Konsum zukünftig einfach wieder in den Griff zu kriegen». Und weiter meint Adrian Kormann, leitender Arzt der Forel-Tagesklinik in Zürich: «Es ist entscheidend, den Betroffenen auf Augenhöhe zu begegnen und partnerschaftlich Lösungen für die Krankheit zu finden.» Schon Thomas Meyer, Chefarzt der Forel-Klinik von 1997 bis 2010, distanzierte sich von Schuldgefühlen der Betroffenen und antwortete auf Rückfälle mit einem erweiterten Behandlungsangebot. Meyer sprach von «gegenseitigem Respekt» und «Selbstbestimmung der Betroffenen».

Alkoholabstinenz kein Ziel? Trinker und Therapeut auf Augenhöhe? Partnerschaftliche Lösungen? Solchen Aussagen hätte der Psychiatrieprofessor und Naturforscher Auguste Forel (1848–1931) zweifellos eine temperamentvolle Antwort entgegengeschleudert. Doch Forel kann sich dagegen nicht mehr zur Wehr setzen, genauso wenig wie gegen die Tatsache, dass die von ihm gegründete Trinkerheilstätte in Ellikon an der Thur seit 1984 den Namen Fo-

rel-Klinik trägt. Denn der gebürtige Waadtländer war zeitlebens ein Feind aller «hohen akademischen Preiskronungen» und jeden Personenkults.

Noch eigentümlicher kämen Auguste Forel die heutigen Grundsätze jener Klinik vor, die er 1888 gegründet hat. Als Direktor der Zürcher Irrenanstalt Burghölzli verzweifelte er fast wegen der vielen «Säufer» und deren geringer Heilungsaussicht. Dem Romand sagte «der saure und zugleich teure Zürcher Wein» durchaus nicht zu, so dass er sich schon aus Qualitätsgründen längst gemässigt hatte.

Verpflichtendes Angebot

Als Forel seinem Schuhmacher «nach alter Waadtländer Sitte» ein Glas Wein anbot, lehnte dieser ab mit der Bemerkung, er lebe seit längerem abstinent und präsidiere sogar eine Sektion des Blauen Kreuzes. Forel klagte nun über die vielen Alkoholiker in seiner Klinik («darunter unheilbare Lumpen»), worauf ihn Schuhmacher Jakob Bosshard aufforderte, ihm alle Fälle vorbeizuschicken. Tatsächlich erreichte der fromme Methodist mit Total-

abstinenz und christlicher Bekehrung erstaunliche Dauererfolge. Für den nichtgläubigen Forel fiel die Religion als wirksame Therapie ausser Betracht. Auf seine Frage, warum er als Handwerker im Gegensatz zum Psychiater erfolgreich sei, antwortete Bosshard: «Es ist sehr einfach, Herr Direktor, ich bin Abstinent, und Sie sind es nicht!» Fortan lebte Auguste Forel mit grosser Überzeugung und weltweitem Bekehrungsdrang abstinent.

Er scharte ein Komitee angesehener Zürcher um sich, die auf privater Basis ein «Trinkerasyll» begründen sollten. Forel wollte unter keinen Umständen eine «Staatsanstalt», denn er hegte den abenteuerlichen Plan, Schuhmacher Bosshard mit der Aufgabe eines «Hausvaters» zu betrauen. Man fand ein Altersasyll in Ellikon, das der Besitzer zum Wert der Hypotheken für das Projekt überliess. So ging es ohne Barauslagen, und die Eidgenossenschaft stellte einen Teil der Erträge aus dem Alkoholmonopol in Aussicht. Zu den 2200 Franken Vermögen gab man etliche Anteilscheine aus und behalf sich mit milden Gaben. Im Herbst 1888 wurde das Gebäude möbliert, ab dem daraufolgen-

den Januar traten allmählich gut vierzig Patienten ein. Bosshard entwickelte die Heilstätte Ellikon im Lauf der Jahre zu einer absolut alkoholfreien Musteranstalt mit Vorbildwirkung, Forel kam monatlich zur ärztlichen Visite vorbei. Später übernahm diese Aufgabe sein ebenso berühmter Burghölzli-Nachfolger Eugen Bleuler (1857–1939), ein sendungsbewusster Abstinenzler auch er.

Zu Forels und Bleulers Vermächtnis an die Elliker Anstalt eine heilbare Krankheit sei. Als therapeutische Mittel dienten ein Verein als Trägerschaft, der freiwillige Eintritt, absolute Alkohol-Nulltoleranz bei «Insassen» und Personal, der Ehemaligen-Verein, eine mehrmonatige bis einjährige Kur sowie die Beschäftigung in Landwirtschaft, Hausdienst oder Werkstätten. Die Trinkerheilstätte Ellikon an der Thur wollte die Heilung erreichen durch «moralische Einwirkung» und «angemessene Arbeit», wobei «religiöser Geist» sowie «Ordnung, Pünktlichkeit und Reinlichkeit» herrschen sollten.

Wo ist die straffe Hausordnung geblieben?

Über solche Grundsätze können die Einwohner von Ellikon nur noch lächeln, wenn ihnen überhaupt nach Lächeln zumute ist. Speziell ältere Elliker wundern sich über die seitherige Entwicklung. In verschiedenen Bauphasen wurde die Anlage auf heute rund achtzig Betten erweitert. 1974 anerkannte der Kanton Zürich die Heilstätte als Krankenhaus und übernahm die staatliche Aufsicht sowie das Betriebsdefizit. Seit 2001 tragen die Krankenkassen und die Zürcher Gesundheitsdirektion die Kosten vollständig. An die Stelle der «Hauseltern» ist eine ärztliche Direktion getreten. Neu öffnete sich die Klinik auch den Tabletten- und Drogensüchtigen und kürzte die Verweildauern drastisch. Statt der patriarchalischen Leitung gibt's Teams, die in Einzel- oder Gruppengesprächen Psychotherapie betreiben. Aus «Säufern», «Liederlichen» oder gar «Lumpen» sind «Menschen mit problematischem Substanzgebrauch» geworden.

Von einer straffen Hausordnung kann keine Rede mehr sein. Früher wurde den Patienten nur ein Spaziergang in Richtung Kefikon bis zu einem kleinen Steg («Seufzerbrücke») gestattet, heute sieht man sie im Dorf Ellikon, sogar beim Schnapskauf im Volg oder in der örtlichen Gastwirtschaft. In der Gemeinde macht sich ein gewisser Unwille breit. «Die Trinkerheilstätte ist zu einer Wohlfühlloase verkommen, wo jeder macht, was er will», ärgert sich eine Ellikerin. Selbst wenn übel gegen die Regeln verstossen werde, komme der Betreffende mit einem milden Zuspruch oder einem wirkungslosen Verweis

davon. Gearbeitet werde nicht, es herrsche der reinste Schlendrian. «Die kommen zwei oder drei Wochen, leben wie im Hotel und müssen nicht einmal die Betten selber machen», schimpft ihr Nachbar. «Und das alles auf Kosten der Krankenkasse, deren Prämien wir kaum mehr bezahlen können.»

Ein Behördenmitglied argwöhnt, dass die faktische Übernahme der Klinik durch den Staat und die Krankenkassen zu einem deutlichen Kontrollverlust geführt habe. Dass die Abhängigen zu einem sinnvollen Umgang mit den Suchtmitteln erzogen würden, findet ein Alteingessener nicht zielführend: «Die Heilerfolge sind in einem so niedrigen Prozentbereich, dass man sich fragt, ob der riesige Aufwand gerechtfertigt ist.»

Ellikon an der Thur ist zu einem Dorf mit fast tausend Einwohnern herangewachsen. Da kommen sich auch die Häuser näher. Lärmbelästigungen, die vom Klinikgelände her stammen, sind zunehmend ein Thema. Die Patientinnen und Patienten würden im Freien laut schreien. Wenig beliebt ist in der Nachbarschaft auch das therapeutisch verordnete eintönige Trommeln. Gespräche mit der Klinikleitung seien enttäuschend verlaufen; niemand fühle sich wirklich zuständig.

Für die 150 Mitarbeiter stehen zu wenig Parkplätze zur Verfügung, so dass sie ihre Autos an den Strassenrand stellen und so den Bauern die Durchfahrt behindern. «Selbstverständlich sehen wir hauptsächlich deutsche Nummernschilder», schimpft ein Anwohner über die Grenzgänger. Auch unter den Patienten habe es sehr viele Ausländer und zu einem Drittel Ausserkantonale. Und dass ein gestandener Alkoholiker von einem jungen Mediziner oder Psychologen Mitte zwanzig Lebensberatung akzeptiere, könne er sich beim besten Willen nicht vorstellen.

Aufs Jahr 2016 wurde der frühere Verein in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Bei einer Bilanz von 20 Millionen Franken sei dies für die landesweit führende Klinik in der Behandlung von Alkohol- und Medikamentenabhängigkeit unabdingbar. Die AG ist heute für den Betrieb zuständig, während der Verein alleiniger Aktionär geblieben ist. In Zürich bestehen zudem eine Tagesklinik und ein Ambulatorium, in Frauenfeld steht ebenfalls ein Ambulatorium zur Verfügung. Die vor kurzem neuernannte CEO Nanda Samimi freut sich über die «hohe Patientenzufriedenheit». Dafür jammert Verwaltungsratspräsidentin Gitti Hug über eine «einschränkende Gesundheitspolitik». Manche Elliker würden ihr angesichts der rasanten Entwicklung der Forel-Klinik entschieden widersprechen.



Bekehrungsdrang:
Forel (1848–1931).



Die Bibel

Sozialismus

Von Peter Ruch

Josef aber war der Regent über das ganze Land; er war es, der an das ganze Volk des Landes Getreide verkaufte (Genesis 42, 6). Josef war zum obersten Minister in Ägypten aufgestiegen. Das wurde für seine Brüder, die unter Hungersnot litten, zum Glücksfall. Josefs Machtfülle verrät aber auch Wesentliches über Ägypten: Der Pharaon war Eigentümer aller Ländereien und vergab sie zur Nutzung. Die Bauern waren ein Teil der Ländereien und konnten jederzeit für Bedürfnisse der Zentrale abkommandiert werden, etwa, um Pyramiden zu bauen. Die Familie galt nicht als wirtschaftliche Einheit. Die Grossreiche Ägypten und Mesopotamien waren optimal organisiert und brachten andere Völker in ihre Abhängigkeit. Auch Josefs Brüdern widerfuhr dieses Schicksal. Ihre Nachfahren waren 430 Jahre lang Sklaven in Ägypten (Exodus 12, 40). Der Pharaon war ein Gottkönig. Die Religion war völlig diesseitig, was die Mumifizierung von Verstorbenen zeigt.

In Ägypten herrschte ein ausgewachsener Sozialismus. Das Wort ist neuzeitlich, aber die Sache existiert seit Jahrtausenden. Die altorientalischen Grossreiche waren sozialistische Systeme. Auch kleinere Beispiele sind in der Geschichte reichlich zu finden: gnostische Sekten, im Mittelalter die Katharer, Begarden und Taboriten. Mehrere Millionen Einwohner umfasste das repressive Reich der Inka, wo viele Menschen von Zwangsumsiedlungen und Massendeportationen betroffen waren. Für den islamischen Denker Dschamal ad-Din al-Afghani war der Sozialismus auch ein immanenter Teil des Islam. Die sozialistische Staatsidee geht bis auf Platon zurück. Vermutlich neigt jeder Staat eigendynamisch zum Sozialismus.

Die Bibel setzt deutliche Kontrapunkte: Abraham musste Ur in Mesopotamien verlassen. Die Israeliten verliessen Ägypten durch Gottes Weisung. Die Zehn Gebote setzen die wichtigsten Akzente auf das Gottvertrauen, die Familie und den Eigentumsschutz. Der Sozialismus bekämpft genau diese Bereiche. Sozialist darf jeder sein. Nur sollten er und sie merken, dass die Bibel dafür keine Grundlage liefert.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.

Mit dem linken Fuss ins rechte Eck

Parteien kämpfen wie Fussballmannschaften um Sieg und Zustimmung. Wie sähe ein All-Star-Team des Bundeshauses aus? Wer müsste für den überparteilichen FC Nationalrat nominiert werden? Die *Weltwoche* stellt ihre Equipe vor. Von Peter Keller

Ob sie die Nationalhymne gleich lustlos singen wie Xhaka und Co., ist nicht bekannt. Seit über fünfzig Jahren treffen sich regelmässig und parteiübergreifend Parlamentarier zum Fussballspielen. Im FC Nationalrat kämpfen und rennen Politiker füreinander, die sich sonst ausserhalb des Platzes nichts schenken. Und die Schweizer Auswahl ist international durchaus eine Macht: 2018 wurde der FC Nationalrat Europameister und räumte dabei Deutschland mit 4:0 vom Rasen. Im Final bezwangen die Fussballpolitiker Finnland, der Schaffhauser Ständerat Hannes Germann (SVP) sicherte mit einem Hatrick den Sieg.

Warum nicht auch ein All-Star-Team für die Politik? Wie sähe das ideale Bundeshaus-Kader aus? Welche Parlamentarierinnen und Parlamentarier gehörten in die Top-Elf? Wer sichert nach hinten ab? Wer wäre der Kevin De Bruyne der Schweizer Politik, ein unermüdlicher Arbeiter und begnadeter Vorbereiter? Und wer vollendet schliesslich und versenkt die Vorlage im gegnerischen Tor? Wie sähe die Ersatzbank aus? Und wer hat das Zeug zum Coach des FC Nationalrats?

Angriff ist die beste Verteidigung

Nirgendwo sind Fehler auf dem Fussballplatz unverzeihlicher als im Torraum. Der Goalie muss halten, er darf keine Nerven zeigen, wer patzt, ist der Buhmann, die Buhfrau der Nation. Diese Form des passiven Perfektionismus scheint auch in der Schweizer Poli-

Wer sichert nach hinten ab? Wer wäre der Kevin De Bruyne der Schweizer Politik?

tik, im Land des genialen Mittelmasses, wie geschaffen zu sein für höhere Weihen. Makellosigkeit ist eine der wichtigsten Grundvoraussetzungen, um in den Bundesrat gewählt zu werden. Ins Tor der Schweizer Polit-Nati gehört deshalb Karin Keller-Sutter (FDP), bei der selbst das eine wilde Strähnen ihrer Frisur gewollt ist. In der Politik geht es primär darum, keine Böcke zu schiessen. Keller-Sutter beherrscht sich und diese Kunst vollendet. Als Ersatz steht ihre Bundesratskollegin Simonetta Sommaruga (SP) bereit. Die ausgebildete Pianistin weiss, dass ein kleiner Fehler die schönste Mozart-Sonate zerstören kann.



Einer für alle, alle für einen: 4-2-3-1-Aufstellung mit Keller-Sutter im Tor.

Angriff ist die beste Verteidigung. Nach diesem Motto politisiert **Jacqueline Badran**, SP-Nationalrätin aus dem Kanton Zürich, seit 2011 im Parlament. Sie ist gesetzt in der linken Defensive und bekommt alle Freiheiten, nach vorne das Spiel zu öffnen, wie es der moderne Fussball schon lange vorlebt. Badran ist das Gegenteil von zimperlich und kann auch mal reingrätschen, wenn es gilt, einen Gegner zu fällen.

Wer überleben muss, entwickelt ungeahnte Kräfte. Die BDP verteidigt sozusagen ihre eigene Existenz, und **Rosmarie Quadranti** als Fraktionschefin ist es gewohnt, dass jeder Match ihr Endspiel sein könnte. Mit dieser Einstellung ist sie nominiert für die Innenverteidigung. Ihr zur Seite spielt **Christian Lüscher**. Der freisinnige Rechtsanwalt aus dem Kanton Genf verteidigt alles – selbst die Interessen des dubiosen Abacha-Clans aus Nigeria.

Würde man sich an das Links-rechts-Rating der NZZ halten, wäre der Fall klar: Rechts ausser müssten **Erich Hess** (SVP, BE) oder **Pirmin Schwander** (SVP, SZ) auflaufen. Doch wir geben **Christian Wasserfallen** den Vorzug in der rechten Defensive. Nach der grünen Kehrtwende der Parteispitze verteidigt der Berner standhaft freisinnige Positionen gegen neue Energieabgaben und zusätzliche Staatsinterventionen im Umweltbereich.

Strategen im Mittelfeld

Im Mittelfeld der Politik drängeln sich die meisten Parteien. CVP, BDP, EVP, Grünliberale, die halbe FDP. Hier werden die Matches entschieden, und keine Partei versteht es besser, mal rechts, mal links zu passen, als die Christdemokraten.

Ob Altersvorsorge oder Steuerreform – bei den ganz grossen Kisten hatte er seine Füsse beziehungsweise Hände immer im Spiel: der Luzerner CVP-Ständerat **Konrad Graber**. Er ist der geborene Mittelfeldstrategie. Seine Schwäche: Er spielt den Ball auch mal und durchaus bewusst der gegnerischen Mannschaft zu. Da Graber auf Ende Legislatur zurücktritt, ist seine Position vorläufig vakant. Aus dem Ständerat hat der Obwaldner **Erich Ettlin** (CVP) das Zeug, zum neuen Regisseur der Mitte aufzusteigen.

Ins defensive Mittelfeld gehört **Jacques Bourgeois**, der Protestant aus dem katholischen Freiburg, Direktor des Schweizerischen Bauernverbandes und passionierte Bergsteiger. Er schafft es, Freisinniger und Agrar-Lobbyist zugleich zu sein. Ein Brücken-Bauer im doppelten Wortsinn, auch aufgrund seiner Zweisprachigkeit. Dossierfest, umgänglich, effizient. Die leise Variante zum schnellschnatternden Bauernpräsidenten **Markus Ritter**.

Im offensiven Mittelfeld kommt **Tiana Angelina Moser** von der GLP zum Einsatz. Sie

ist, weil unberechenbar, brandgefährlich für den Gegner. Mal stösst sie auf dem linken (grün), mal auf dem rechten (liberal) Flügel hervor. Sie verkörpert den neuen, säkularisierten Typus des wendigen CVP-Politikers.

Dass Fussball und Politik Parallelen aufweisen, zeigt der aktuelle Wahlkampf der SVP. Sie wirbt mit einem Stickeralbum («Parlamentini») für ihre Kandidatinnen und Kandidaten. Wer alle Fotos zusammenhat, kann ein Auto gewinnen. Die Partei ist sturmerprobt und bildet das Kernteam der Abteilung Attacke. Als hängende Spitze ist **Magdalena Martullo** nominiert. Sie empfiehlt sich auch für die Captainbinde. Wer ein Exportunternehmen mit 3000 Mitarbeitern erfolgreich führen kann, dürfte auch den FC Nationalrat zur Top-Equipe antreiben.

Doppelspitze?

Er ist der Mann mit der höchsten Kilometerzahl, der rhetorische Dribbler, der selbst seine Mitspieler schwindlig redet: **Roger Köppel** gehört in die Auswahl, weil die Politik eben auch ein Spiel ist und die Tribüne Spektakel erwartet. Der Zürcher SVP-Nationalrat und Verleger der *Weltwoche* antizipiert die Laufwege und stört mit seinem Pressing den Spielaufbau des Gegners. An seiner intellektuellen Firewall muss man erst mal vorbeikommen.

Neben ihm agieren im Jobsharing als linke Doppelspitze **Cédric Wermuth** (SP) und **Irene Kälin** (Grüne), beide Feminist*in und aus dem Kanton Aargau. Während rundherum in Euro-

Wermuth? Dieser vermeintliche Underdog gehört in die Stammelf.

pa die alten sozialdemokratischen Parteien ins Nirwana entschwinden, hat der frühere Juso-Präsident Wermuth wesentlich dafür gesorgt, dass seine SP einen harten linken Kurs fährt. Obschon die bürgerlichen Parteien auf dem Papier die Mehrheit bilden, können SP und Grüne die Politik im Bundeshaus entscheidend prägen, etwa in der Sozial- und Gesellschaftspolitik und jetzt über die Klimadebatte. Wer als vermeintlicher Underdog die Politik dermassen erfolgreich beeinflussen kann, gehört in die Stammelf.

Wenn vorne die Tore doch nicht fallen, wartet an der Aussenlinie **Alfred «Fred» Heer**, Nationalrat der Zürcher SVP, um eingewechselt zu werden. Er gehört zur Gattung jener Goalgetter, die eine halbe Stunde fast unsichtbar vor dem Strafraum herumlungern, bis die eine matchentscheidende Szene kommt. Nervenstarke Knipser braucht jede Mannschaft, die auf Sieg spielt. Heer hat als Präsident des Bunds der Steuerzahler gerade eine neue Volksinitiative lanciert: Die

Negativzins-Gewinne der Nationalbank, die vor allem Sparer und Rentner treffen, sollen vollumfänglich in die AHV fliessen. Mit diesem Vorschlag schießt der SVP-Politiker sozusagen mit dem linken Fuss einen Treffer ins rechte Eck.

Krux der Konkordanz

Damit wäre die Mannschaft komplett. Mindestens so wichtig wie die Auswahl der Feldspieler ist jedoch die Frage nach dem Coach. Und hier beginnt die Krux der Konkordanz. Gut-schweizerisch müssten auf der Trainerbank alle Fraktionschefs und Parteipräsidenten Platz nehmen. Aber wie sich so auf eine gemeinsame Taktik einigen? Was ist, wenn die halbe Mannschaft einen EU-Schiedsrichter will, der im Zweifelsfall gegen die schweizerische Nati pfeift? Tatsächlich ist in unserem Polit-System kein Teamchef vorgesehen. Wir haben keinen Ministerpräsidenten, keinen Bundeskanzler, keinen Regierungschef. Auch der Bundesrat hat keine besonderen Befugnisse. In einer direkten Demokratie ist der Souverän, die Schweizer Bevölkerung, der oberste Teamchef.

Der Autor ist Mitglied der SVP-Fraktion und vertritt den Kanton Nidwalden im Nationalrat.

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital, Kombination?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?



Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.



www.vermoegenszentrum.ch

Banker und Menschenfreund

Der von der Credit Suisse zur UBS wechselnde Iqbal Khan vereinigt auf ausserordentliche Weise analytische und emotionale Stärken auf sich. Er könnte der nächste Konzernchef werden, aber seine Kollegin Sabine Keller-Busse hat einen Gender-Vorteil. *Von Beat Gygi*

Er muss zu den beliebtesten Personen der Finanzbranche zählen. Mit wem man auch spricht, man hört nichts Negatives über Iqbal Khan, sondern vor allem lobende Worte. Der 43-jährige Banker ist zurzeit eine Art magischer Punkt in der Finanzbranche, der etwas hat, was die meisten anderen nicht haben, und der mit seinen beruflichen Bewegungen momentan das Publikum fesselt. Anfang Juli hat er die Geschäftsleitung der Credit Suisse verlassen, um seine Karriere ausserhalb des Unternehmens fortzusetzen. Damals war nicht klar, wo. Nun tritt er auf Anfang Oktober in die Konzernleitung der UBS ein. Khan wechselt also auf oberster operativer Ebene innerhalb von drei Monaten von der einen zur andern Schweizer Grossbank oder, anders gesagt: vom CS-Chef Tidjane Thiam zum UBS-Chef Sergio Ermotti. Oder nochmals anders ausgedrückt: aus der Position eines möglichen künftigen CS-CEO in die Stellung eines möglichen künftigen UBS-CEO.

In der Zeit bei der Credit Suisse hat Khan zwar jeweils Spekulationen über einen Schritt an die Konzernspitze zurückgewiesen, aber dass er immer wieder als Nachfolger Thiams gesehen wurde, verdeutlicht, welches Gewicht der junge und energiegeladene Aufsteiger in der Bank seit seinem Eintritt 2013 gewonnen hatte. Khan war schon vorher jung und schnell. Bevor er zur Credit Suisse geholt wurde, arbeitete er in der Beratungs- und Wirtschaftsprüfungsfirma Ernst & Young (früher Atag) und wurde da in einem so jungen Alter als Partner aufgenommen, von dem andere träumen. Mit seiner Ausbildung zum Treuhänder und Wirtschaftsprüfer mit Finma-Lizenz als Chef-Auditor sowie als zertifizierter Finanzanalyst und schliesslich mit einem Advanced Master in Business Law der Uni Zürich konzentrierte er sich bei Ernst & Young auf den Finanzsektor. Neben der Wirtschaftsprüfung gewann die Beratung an Bedeutung, auch mit Blick auf die komplizierter werdende Regulierung, Analysen der Bankenbranche gehörten dazu, und zusammen mit seinem Revisionsteam war er auch mit der Prüfung der UBS betraut. Unbekannt ist ihm die Bank also nicht.

Wer macht das Rennen?

Offenbar konnte die auf Zahlendiät beruhende Wirtschaftsprüfung längerfristig seinem Temperament nicht ganz gerecht werden, auch von den kommunikativen Fähigkeiten her sprengte er den Rahmen. «Wenn ein typi-



Alles stimmt: Manager Khan.

scher Revisor mit einem redet, schaut er auf seine Schuhspitzen, wenn Iqbal Khan spricht, zieht er die Gesprächspartner in Bann», ist von Kollegen zu hören. Das einprägsamste Wort, das man von Leuten hört, die mit ihm zu tun haben, ist «makellos». Makellos, so die Einschätzungen, wirken sein Englisch, sein Deutsch, sein Verhalten, sein Auftreten und seine Kleidung, alles stimmt – nicht auf aufdringliche Art und Weise, nicht zum Blenden, sondern eher als Zeichen für Sorgfalt und Disziplin. Und zwar nicht auf verkrampfte Art, sondern eher so, dass er damit als Vorbild wirken kann.

«Er ist der ideale Chef», ist wiederholt zu hören, er kümmere sich gut um seine Mitarbeiter, gebe ihnen Verantwortung und Freiraum, ziehe sie mit, Sorge für ein gutes Klima, auch mit Humor, und die Leute zögen ihrerseits mit, man arbeite gerne für ihn. Er bringe etwas mit, was in Führungsetagen selten sei:

Neben der starken analytischen Intelligenz sei bei ihm auch die andere Dimension, die emotionale Intelligenz, ausnehmend gut ausgebildet. «Er ist ein Menschenfreund», lautete der ultimative Versuch eines Finanzexperten, Iqbal Khan mit einer griffigen Formel zu beschreiben, er sei auch da hilfsbereit, wo dies nicht zum Pflichtpensum gehöre.

Dass Khan in Unternehmen Menschen und damit Geschäfte bewegen kann, hat er in seiner Credit-Suisse-Zeit gezeigt. 2013 wurde er Finanzchef in dem von Hans-Ueli Meister geführten Private Banking. Als 2015 der frisch angetretene CS-Konzernchef Thiam die neue Strategie vorstellte und umzusetzen begann, stieg Khan zum Chef des internationalen Vermögensverwaltungsgeschäfts auf, einer der drei Divisionen des neuausgerichteten Konzerns. Branchenbeobachter sahen das damals eigentlich nur als eine Art Junior-Beförderung an, denn Khan erhielt mit dem International

Wealth Management ein Sammelsurium von Geschäften zugeteilt, das in den zwei Hauptsäulen Schweiz und Asiengeschäft nicht untergebracht werden konnte. Aber er legte los, und drei Jahre später hatte er mit der ehemaligen Lückenbüsser-Division so viel Wachstum und Ertragskraft erreicht, dass die von Kostensenkungen beherrschten Hauptsäulen in den

Khans Karriere ist eine Einwanderergeschichte des obersten Erfolgsniveaus.

Schatten gestellt wurden. Das machte umso mehr Eindruck, als die Erwartungen an diese Geschäfte zunächst gering gewesen waren.

Khans Karriere ist eine Einwanderergeschichte des obersten Erfolgsniveaus. Er ist in Pakistan geboren, kam dann als Kind mit seiner Familie in die Schweiz nach Dübendorf. Auch wenn seine Mutter Schweizerin ist, war es doch ein radikaler Wandel der Lebensbedingungen. Er machte eine KV-Lehre bei einer Treuhandfirma, wo er früh die Praxis des selbstverantwortlichen Arbeitens kennenlernte. Im Gegensatz zu Thiam brachte er bei der CS also nicht eine Ausbildung an Elitehochschulen und intellektuelle Brillanz in die Bank, sondern eher Praxisnähe und Bodenhaftung; er war immer wieder in der Bank, bei den Leuten zu sehen. «Er ist kein Intellektueller, er ist blitzgescheit, schnell im Denken, praktisch, ehrgeizig und zielgerichtet», lauten Kommentare aus seiner Umgebung.

Mit diesen Fähigkeiten zieht er nun zur grösseren UBS. In welche Konstellation kommt er da? Er übernimmt in der Konzernleitung anstelle des abtretenden Martin Blessing als Co-Chef zusammen mit dem deutlich älteren Amerikaner Tom Naratil das Vermögensverwaltungsgeschäft Global Wealth Management – das tönt eigentlich ganz ähnlich wie bei der CS, aber die Erwartungen im Publikum, dass man mit Khan den künftigen Konzernchef vor sich habe, sind im Fall UBS noch höher als bei seinem vorherigen Posten, weil an der UBS-Spitze Ablösungen absehbar sind. Aus Konzernchef Sergio Ermottis Perspektive ist 2022 ein wichtiges Datum, dann läuft die Amtszeit des Verwaltungsratspräsidenten Axel Weber aus. Wenn Ermotti dessen Nachfolge antreten will, muss er bis dahin die CEO-Nachfolge ordentlich über die Bühne gebracht und auch bereits die erforderliche Cooling-off-Periode hinter sich haben.

Für CEO-Aspiranten wird deshalb wohl schon 2020 oder knapp danach das Datum der Entscheidung sein. Und in der gut ein Dutzend Köpfe zählenden UBS-Konzernleitung fällt das Scheinwerferlicht nun eben auf Khan – und daneben auf die fürs Operative zuständige Sabine Keller-Busse, deren Aufgabenbe-

reich soeben ausgeweitet worden ist. Branchenbeobachter rechnen aus heutiger Sicht mit einer Art Rennen zwischen Khan und der schweizerisch-deutschen Doppelbürgerin Keller-Busse um den CEO-Posten. Brisant an dieser Situation ist, dass damit sozusagen zwei emotional reichhaltige Offerten aufeinander treffen, die jedoch ganz unterschiedlicher Natur sind: auf der einen Seite Khan mit seiner von vielen gerühmten Begeisterungsfähigkeit, auf der anderen Seite Keller-Busse, die als Frau einen Pluspunkt hat.

Reiz der Universalbank

Verwaltungsratspräsident Weber machte dieser Tage in einem Interview mit der NZZ Bemerkungen, die gegen die Ansicht sprechen, Khan sei bereits der Spitzenkandidat; Weber sagte, der Rückgriff auf externe Kandidaten

für die operative Führung sollte die Ausnahme bleiben – dies, nachdem 2009 Oswald Grübel und 2011 Ermotti von aussen gekommen waren. Weber fügte des Weiteren an, Frauen in Führungspositionen verbesserten die Qualität der Teams, und weiter unten sagte er, man habe Khan ja nicht abwerben müssen.

Aber wie reizvoll ist es heute überhaupt, an die Spitze einer Schweizer Universalbank zu gelangen? Was die einengende Regulierung, die niedrigen Zinsen und die tendenziell nachlassende Kapitalnachfrage der Industrie für die Bankenbranche bedeuten, lässt sich etwa an den deprimierenden Börsenkursen von UBS und Credit Suisse ablesen. Gefragt sind also Chefs, die ihre Leute dazu bringen, Neues zu entdecken und flau erscheinende Geschäfte so in Schwung zu bringen, wie man es vorher nicht erwartet hat. ○

Fragen Sie uns, nicht das Internet.

Bei Krankheitssymptomen mal eben im Internet nachschauen, zu welcher Krankheit diese passen. Kennen Sie das? Leider sind die Resultate einer solchen Recherche oftmals verwirrend bis angst-einflössend, denn das Internet findet garantiert zu jedem Symptom eine schlimme Krankheit. Deshalb gibt es myGuide der CSS – ein digitaler Ratgeber, der schnell und zuverlässig weiterhilft.



Daniel Binkert
Marktgebietsleiter Ost

Weil schneller, zuverlässiger medizinischer Rat offensichtlich einem Bedürfnis entspricht, hat die CSS bereits vor einem Jahr den digitalen Ratgeber myGuide lanciert. Er steht unseren Kundinnen und Kunden kostenlos zur Seite. Schnell, einfach und immer zur Hand. css.ch/myguide

Rat bei Gesundheitsfragen ist Vertrauenssache

Viele Krankheiten heilen von selber aus, oft bevor überhaupt eine Diagnose gestellt wird. Die professionelle Ersteinschätzung

eines Krankheitsbildes und die Beurteilung, ob und welche Massnahmen ergriffen werden müssen, sind deshalb wichtig. Da setzt myGuide an: Wann immer Sie für sich oder ein Familienmitglied einen schnellen ersten Rat benötigen, ist der digitale Service myGuide für Sie da. myGuide führt Sie Frage um Frage zu einer Empfehlung und sagt Ihnen, ob Sie zum Arzt, in die Apotheke oder ins Spital gehen sollen oder nicht. Und wenn nicht, erhalten Sie Tipps, wie Sie Ihre Beschwerden behandeln können.

Von Gesundheitsspezialisten entwickelt

myGuide hilft, medizinische Alarmzeichen zu erkennen. Die Dienstleistung wurde von Fachärzten und Medizininformatikern entwickelt und wird in ähnlicher Form bereits in verschiedenen Gesundheitsinstitutionen wie beispielsweise Arztpraxen und Apotheken eingesetzt.

myGuide ist ein Medizinprodukt, das gemäss den entsprechenden europäischen Richtlinien entwickelt wird.

Wir beraten Sie ganz persönlich

Interessiert Sie unser Gesundheitsangebot? Dann informieren Sie sich gerne auf css.ch. Noch lieber aber beraten wir Sie ganz persönlich bei uns in einer von 100 Agenturen schweizweit.

Schluss mit der Prohibition

Die Repressionspolitik ist gescheitert.
Ein stimmiges Modell zur Legalisierung von Hanf liegt vor.
Es orientiert sich an der Regulierung von Tabak und Alkohol
und stärkt den Jugendschutz. Von Thomas Kessler

Hier stand kürzlich ein Artikel von Altmeister Ambros Uchtenhagen zur Suche nach einer stimmigen Hanfpolitik (*Weltwoche* Nr. 32/19). Im Fazit empfiehlt Uchtenhagen das «seit Jahren entwickelte Regulierungsmodell» und schliesst mit dem Satz: «Eine formelle Legalisierung ist hingegen nicht zu befürworten.» Da das von uns in der Eidgenössischen Kommission für Drogenfragen erarbeitete Regulierungsmodell juristisch gesehen eine Form der Legalisierung ist, bedarf es einiger Präzisierungen.

Mit 200 000 regelmässigen und noch mehr Gelegenheitskonsumenten sind wir ein Hochkonsumland. Das Marktvolumen wird vom Bundesamt für Polizei auf 500 Millionen Franken geschätzt. Der 2017 verstorbene Chef der Neuenburger Kriminalpolizei und Drogenmarktexperte Olivier Guéniat berechnete es hingegen auf 1200 Millionen. 24 Stunden pro Tag liefert der Schwarzmarkt alles – ohne Jugendschutz. Etwa die Hälfte wird im Inland in Indoor-Anlagen mit viel Stromeinsatz produziert, die andere Hälfte wird importiert, etwa aus niederländischen Treibhäusern. Das einst bei den Hippies beliebte Haschisch (Hanfharz) ist weitgehend durch hochpotentes europäisches Marihuana (weibliche Blütenstände) verdrängt worden. Bis in die 1970er Jahre konnte man in Landapotheken noch Haschisch als Hühneraugenmittel finden und in Graubünden Hanffelder für die Herstellung von Fasern. Die vollständige Prohibition kennen wir seit 1975.

Es fehlt das Schuldbewusstsein

Seither füllen jährlich Zehntausende von «Betäubungsmitteldelikten» die Statistik, meistens wegen Konsum und Besitz von Hanf. Der unterschiedliche Vollzug in den Kantonen, die diversen Bundesgerichtsurteile dazu und die Schwan-

kungen der Politik zwischen liberalen und repressiven Phasen machen die Hanfpolitik seither zur Tragödie. Alleine die Repressionskosten betragen 200 Millionen Franken Steuergelder jährlich. Da Selbstschädigung in unserer Rechtsordnung ansonsten nicht bestraft wird und Hanf sowohl aus Sicht der Konsumenten wie auch der Medizin in seiner Gefährlichkeit wie Alkohol und Tabak eingestuft wird, fehlt allen Akteuren das Schuldbewusstsein.

Durch die Launen der Politik und Vollzugsänderungen in den letzten Jahrzehnten verfügen wir über einen enormen Erfahrungsschatz zur Frage, was funktionieren könnte und was nichts bringt. Zu Letzterem gehört primär die repressive Politik. Sowohl in Europa wie in der Schweiz ist die harte Gangart nicht mit weniger, sondern stets mit mehr Konsum gekoppelt. Positive Effekte der Repression sind nicht bekannt, hingegen boomt der Schwarzmarkt. Im lange Zeit als Vorbild gelobten repressiven Schweden hat die Polizei inzwischen die Kontrolle über die brutalen Drogenbanden verloren.

Die vollständige Freigabe ohne formelle Regulierung funktioniert auch nicht. Nach einem Bundesgerichtsentscheid zur relativen Gefährlichkeit des Hanfs wurde die Repression gegen den Handel ab 2000 zwei Jahre lang ausgesetzt. Quasi über Nacht hatten die angeblich am «amotivationalen Syndrom» leidenden Hanffreunde die Schweiz in einen Hanfbauernhof verwandelt, das Importland wurde zum Exporteur, Basel hatte mehr Hanfläden als Bäckereien. Die fehlende Marktkontrolle und der fehlende Jugendschutz liessen das Experiment scheitern.

Global gibt es inzwischen viele Formen der Tolerierung oder Legalisierung. Oft wird Colorado zitiert, wo eine eigentliche Hanfindustrie alle erdenklichen Produkte anbietet, inklusive berauschender Kekse. Diese exzessive Kommerzialisierung kann für die Schweiz ebenso wenig die Lösung sein wie die dumpfe Repression.

Wie sieht nun eine helvetische Lösung aus? Die Basler Freisinnigen fordern

seit den 1980er Jahren eine differenzierte Legalisierung in Anlehnung an die Regulierung von Tabak und Spirituosen. Tabak, weil Hanf hauptsächlich geraucht wird, Spirituosen, weil die Potenz des Hanfs ähnlich gesundheitsgefährdend ist. Dank kluger Steuerung liegt der durchschnittliche Alkoholkonsum in der Schweiz heute auf dem tiefsten Level seit 1945. Es ist ein Hanfgesetz zu schaffen, das Produktion, Handel und Verkauf von ausschliesslich Hanfkraut an Lizenzen bindet; der Bundesrat kann dabei auch Landwirtschafts- und regionalpolitische Aspekte zugunsten der Bergregionen berücksichtigen. Die Produkte werden der üblichen Qualitätskontrolle unterliegen und dürfen nur in speziellen Shops verkauft werden – mit Alterskontrolle, Aufklärungspflicht, Mengenbeschränkung und Verkauf nur an Personen mit Wohnsitz in der Schweiz. Werbung ist verboten. Analog zu Tabak und Alkohol wird an Mehrwertsteuer und Abgaben an die AHV und Suchtprävention bis zur Hälfte des Umsatzes anfallen, jährlich 250 bis 600 Millionen. Wie bei Alkoholika wird der Steuersatz an die Potenz gebunden, also an den Gehalt von THC. Gekoppelt wird diese Regulierung mit hohen Strafen für die Weitergabe von Hanf an Minderjährige.

Mehr Rationalität ist gefragt

Der Nationalrat hat dies im Herbst 2018 mit 55 zu 45 Prozent der Stimmen abgelehnt. Nationalrätin Maya Graf (Grüne, BL) hatte in einer parlamentarischen Initiative dieses Modell vorgeschlagen. Absurderweise argumentierte die vorberatende Kommission, eine differenzierte Regulierung mit einem Hanfgesetz gehe nicht, weil «Hanf nicht harmlos sei». Dass die wirksame Steuerung gerade deshalb nötig ist, hat die Mehrheit des Parlaments noch nicht verstanden. Höchste Zeit, dass wieder mehr Rationalität möglich wird und die leidige Prohibition ins Geschichtsbuch entsorgt werden kann.



Thomas Kessler ist Agronom und forscht seit 1977 über Hanf. Er war Drogendelegierter des Kantons Basel-Stadt sowie Mitglied der Eidgenössischen Kommission für Drogenfragen. Kessler kandidiert als Freisinniger für den Nationalrat.

Unter dem Radar

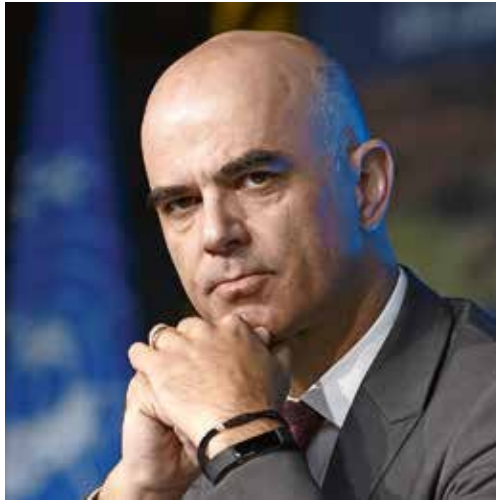
In der Psychotherapie sollen die Psychologen neu Zugang zu den Krankenkassen erhalten. Der Widerstand gegen die Kostenausweitung ist gering.

Von Beat Gygi

Im Gesundheitswesen ist mit der vom Bundesrat vorgeschlagenen Revision der Spielregeln für Psychotherapie eine gewaltige Änderung in Nachfrage und Angebot zu erwarten, aber in der Öffentlichkeit ist das Thema unter dem Radar geblieben. Dabei sind enorme Wirkungen auf Qualität und Quantität möglich. Am 26. Juni hat Bundesrat Alain Berset den Vernehmlassungsentwurf präsentiert, der einen Systemwechsel vorsieht vom Delegationsmodell zum Anordnungsmodell. Begründet wird dies unter anderem mit Versorgungslücken.

Bisher galt die Vorgabe, dass Psychologen nur dann Psychotherapie durchführen und der obligatorischen Krankenversicherung belasten dürfen, wenn sie dies in Delegation unter Aufsicht und in den Räumen eines Arztes oder Psychiaters tun. Hintergrund der Regelung ist der Umstand, dass Psychiater eine medizinische und Psychologen eine geisteswissenschaftliche Ausbildung haben. Der Systemwechsel soll den Psychologen die Tür öffnen zur Krankenversicherung. Das Anordnungsmodell sieht vor, dass psychologische Psychotherapeuten ihre Leistungen selbständig abrechnen können, wenn diese durch Ärzte angeordnet werden.

Es ist eine Ausweitung des Angebots zu erwarten, wenn die bisherigen Kontrollen wegfallen. Über 5000 Therapeuten mit nichtärztlicher Ausbildung erhielten neu Zugang zur Versicherung. Erstaunlich ist deshalb, dass sich wenig Widerstand dagegen regt, zumal steigende Gesundheitsausgaben zu gewärtigen



Versorgungslücken? Gesundheitsminister Berset.

sind. Der Bundesrat rechnet mit 100 Millionen Franken pro Jahr. Spezialisten der Branche kommen etwa auf den doppelten oder dreifachen Betrag. Die Psychologinnen und Psychologen begrüßen den Vernehmlassungsvorschlag, da er ihren jahrelangen Bemühungen um einen Zugang zum Versicherungssystem entgegenkommt. Sie zählen zu den Gewinnern der geplanten Regeländerung.

Im Lager der Psychiater ist die Lage komplizierter und angespannter. Diese würden mit dem Systemwechsel erheblich an Kontrollmöglichkeiten verlieren und müssten mit Tarifeinbussen rechnen. In der Schweizerischen Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie

(SGPP) gibt es Meinungsdivergenzen zwischen Mitgliedern, die Widerstand gegen den Systemwechsel fordern, und dem Vorstand, der aus ihrer Sicht zu nachgiebig sei gegenüber dem bundesrätlichen Kurs. Kritisiert wurde in diesem Sinn auch SGPP-Tarifchef Alexander Zimmer, der in Partnerschaft mit Yvik Adler, Co-Präsidentin der Psychologie-Föderation, lebt.

Pierre Vallon, SGPP-Präsident, hat kürzlich in einer Publikation der Krankenkasse Swica ablehnend Stellung bezogen zum Vorschlag, dabei aber lediglich gewarnt vor dem bundesrätlichen Ansatz und Änderungen gefordert. Auf Anfrage bestätigte nun Vallon, man sei im Vorstand der Meinung, dass sich das Delegationsmodell nicht mehr halten lasse und man zu einem Anordnungsmodell übergehen müsse. Seit mehreren Jahren arbeite man deshalb an einer entsprechenden Lösung, aber der Bundesratsvorschlag sei nicht annehmbar. Am Dienstag hat die SGPP zudem eine Mitte August abgeschlossene Umfrage unter den Mitgliedern veröffentlicht. Demnach fanden fast zwei Drittel der Antwortenden, dass das vorgeschlagene Anordnungsmodell schlecht sei. 75 Prozent verträten die Position, dass nur Fachärzte für Psychiatrie und Psychotherapie, Kinderpsychiatrie und -psychotherapie sowie Ärzte mit Fähigkeitsausweis Psychosomatische und Psychosoziale Medizin eine Psychotherapie anordnen können. Auf dieser Grundlage will die Organisation nun die Vernehmlassungsforderungen formulieren. ○

Konjunktur:

Die Zeichen stehen

auf Sturm.

Diese Woche:
Was Expats in der Schweiz wollen.



www.handelszeitung.ch | Kostenloser Newsletter | Jeden Donnerstag am Kiosk | Als mobile App für iPad und iPhone | Digital-Abo zum Kennenlernen

Zur Wirtschaft. Zur Sache.

Handelszeitung

Wie rechts ist die AfD?

Die Alternative für Deutschland ist, was einst die CDU/CSU war: bürgerlich und rechts der Mitte. Die Diffamierungskampagne zeugt von der Panik des alten Parteienkartells.

Von Wolfgang Koydl

Vielleicht ist es ganz gut, dass sich die deutschen Mainstream-Medien kaum für die Schweiz interessieren. Denn wenn sie etwas genauer hinschauen würden, kämen sie vielleicht zu dem Trugschluss, dass irgendwo im Südwesten ihres Landes ein Schurkenstaat mit rechtsextremen Tendenzen liege.

Die Eidgenossenschaft bekennt sich schliesslich zu denselben Prinzipien wie die Alternative für Deutschland (AfD) – direkte Demokratie, Souveränität, Föderalismus, Subsidiarität. Und die AfD wird von Politik und Medien reflexhaft als rechtsextrem diskreditiert. Warum also nicht auch die Schweiz?

Doch dieses Parteiprogramm kennt die politische und mediale Öffentlichkeit in Deutschland genauso wenig, wie sie die Schweiz kennt. Es ist viel einfacher, die AfD pauschal zu diffamieren. Dass sie ein Hort von unverbesserlichen alten und radikalen neuen Nazis ist, dass sie nicht auf dem Boden der freiheitlich demokratischen Grundordnung steht, dass sie menschenverachtend, rassistisch und fremdenfeindlich ist, gilt bei Politikern und Meinungsmachern in Deutschland mittlerweile als so selbstverständlich, dass jeder, der dieses Narrativ anzweifelt, selber in einen braunen Ruch gerät.

«Schämen die sich gar nicht?»

«Spiel nicht mit den Schmutzkindern», sang einst der linke Liedermacher Franz Josef

Degenhardt, denn ihre Gedanken, ihre Manieren, selbst ihr Gestank würden abfärben. Doch bei den jüngsten Wahlen in den Bundesländern Sachsen und Brandenburg gab jeder vierte Wähler den Schmutzkindern seine Stimme. Die Diffamierung stösst an ihre Grenzen. Und die Empörung richtet sich nun gegen die Wähler: «Schämen die sich gar nicht?»

Nein, das tun sie nicht. Denn diese Wähler sind ebenso wenig rechtsradikal, wie es die AfD ist. Sicher sehen sie in ihr eine Möglichkeit, den etablierten Parteien den Stinkefinger zu zeigen. Aber sie erkennen in der «Alternative» eben auch eine bürgerliche Partei, wie es die Unionsparteien einmal waren, bevor sie unter Angela Merkels Führung immer mehr in linkes Fahrwasser abdrifteten.

Die AfD ist Fleisch vom Fleische der CDU. Niemand verkörpert das besser als Parteichef Alexander Gauland, bekennender Konservativer und überzeugter Christdemokrat sein Leben lang – bis er sich von der eigenen Partei verlassen, ja verraten fühlte. Wie ihm erging und ergeht es vielen in Deutschland. Für sie ist die AfD die neue bürgerliche Mitte, die neue CDU/CSU. Und sie erfüllt auch deren frühere Aufgabe: Rechts von der AfD darf es keine rechte Partei geben. Sie bindet und neutralisiert den rechten Rand.

Natürlich zieht die AfD auch rechte Spinner an, so wie die meisten anderen Parteien auch. Auch die Grünen haben – in Übereinstimmung mit allem, was in der Natur grünt und blüht – braune Wurzeln. Die AfD und die frühen Grünen verbindet freilich auch anderes: das Basisdemokratische, das sich in chaotischen Parteitag niederschlägt. Die erbitterten Flügelkämpfe zwischen Fundamentalisten und Realos. Nicht von ungefähr bezeichnete Gauland seine Partei einst als «gärrigen Haufen». Der Prozess der Gärung ist oft widerlich anzusehen, aber an seinem Ende steht ein präsentables Ergebnis.



Abgedriftet: Merkel.

Es stimmt schon, dass die AfD rechts von der Mitte steht. Aber was ist daran verwerflich? Das war die Union, das war die FDP auch. Nicht die «Alternative» ist nach rechts gerückt, vielmehr sind die Politparameter nach links verschoben worden. Wer wissen will, wo und wofür die AfD steht, darf nicht vereinzelte Wahlkampfreden ver-

sprengter Mitglieder analysieren, sondern sollte ihr Parteiprogramm konsultieren. Und das ist vernünftig, modern und pragmatisch – fast schweizerisch.

Tatsächlich nimmt sich die AfD die Eidgenossenschaft in vielen Punkten zum Vorbild. Allein die Präambel des Programms mutet leicht rüthlich an: «Wir sind freie Bürger unseres Landes.» Die AfD will Volksabstimmungen, sie will die Rechte von Gemeinden und Bundesländern stärken, sie ist für staatliche Souveränität, für Föderalismus und für einen schlanken Staat, der dem Bürger dient. Die Partei bekennt sich zur Weltoffenheit, bekräftigt aber zugleich, dass wir «Deutsche sein und bleiben» wollten.

Viele Forderungen sind eigentlich Selbstverständlichkeiten in einer Demokratie: etwa die Trennung von Amt und Mandat. Kanzler, Minister und parlamentarische Staatssekretäre müssen ihre Abgeordnetenmandate aufgeben, wenn man die Trennung von Exekutive und Legislative ernst nimmt.

Politisches Kartell

Andere Vorschläge zielen darauf ab, das Machtmonopol zu brechen, das sich die etablierten Parteien gezimmert haben – von ihrer Alimentierung durch den Steuerzahler bis hin zur parteiisch gefärbten Besetzung von Posten in der Justiz und in den öffentlich-rechtlichen



Zwischentöne und Zungenschläge: Spitzenkandidat Kalbitz (l.), Parteichef Gauland.



Das festgefügte System ist ins Rutschen geraten: AfD-Wahlparty in Dresden.

Medien. Wähler sollen zudem durch Kumulieren und Panaschieren auf dem Wahlzettel selbst den Kandidaten ihrer Wahl ins Parlament bringen und nicht ein Parteitag, der die Kandidatenliste erstellt.

Rechtsextrem ist an diesen Forderungen nichts. Sie stellen nicht die Demokratie in Frage. Aber sie zielen ins Herz der verfilzten Parteienherrschaft, in der es sich Union, SPD, FDP und als Nachzügler Grüne und Linke bequem eingerichtet haben. Die AfD benennt es ganz offen: «Heimlicher Souverän ist eine kleine, machtvolle politische Führungsgruppe innerhalb der Parteien.» Mit anderen Worten: ein politisches Kartell.

Dort spürt man, dass das festgefügte System unaufhaltsam ins Rutschen geraten ist. Daher die Panik und der Hass, die Tiraden und die Tricks, mit denen man die AfD bekämpft. Man greift auf alte Methoden zurück, die sich bislang noch immer bewährt haben. An erster Stelle ist dies die Nazikeule, mit der man in Deutschland politisch unliebsame Gegner stets zum Schweigen bringen konnte.

Die Methode ist nicht ohne Erfolg. Deutsche haben wegen der in ihrem Namen begangenen Verbrechen der Nazizeit kein unverkrampftes Verhältnis zu sich selbst und zu ihrer Nation. Stolz zu sein auf Deutschland, tönt in vielen Ohren falsch, gefährlich – völkisch. Verstärkt wurde diese Tendenz durch

Generationen von links-grünen Lehrern, Intellektuellen, Journalisten und Politikern, die predigten, dass die Zukunft Deutschlands darin liege, sich in einem multikulturellen Meer aufzulösen.

Das Establishment hat sein Ziel erreicht

Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, dass Deutsche nicht in die Nähe braunen Denkens gerückt werden wollen. Sicher würde die AfD noch bessere Wahlergebnisse er-

Man greift auf alte Methoden zurück, die sich bisher noch immer bewährt haben.

zielen, wenn sie nicht ständig gleichsam als Wiedergänger der Nazis verunglimpft würde. Das gilt vor allem im Westen des Landes, wo die sogenannte Vergangenheitsbewältigung mit mehr Nachdruck durchgezogen wurde als in der DDR.

Dennoch gelingt es nicht, die AfD bei Wahlen kleinzuhalten – weshalb das Establishment zu anderen, demokratisch fragwürdigen Methoden greift. Dazu gehörte es, Anfang des Jahres den Verfassungsschutz auf die Partei anzusetzen. Nicht genug, dass das Amt sein geheimes Gutachten rechtswidrig an die Presse durchstach; der Bericht selbst erinnert

an schlimme Beispiele der deutschen Geschichte, in der staatliche Behörden für parteipolitische Zwecke missbraucht wurden.

Oder was soll man davon halten, wenn der Verfassungsschutz selbst unverfängliche Äußerungen von AfD-Mitgliedern für verfassungsfeindlich erachtet, wenn «herausgehörte Zwischentöne für radikalere Ziele sprechen könnten»? Zwischentöne und Zungenschläge entscheiden unter Umständen darüber, ob eine Partei verboten wird? Und wer genau will denn aus diesen Zwischentönen was heraushören?

Moniert hatte das Amt auch den Umstand, dass die AfD alle ihre politischen Konkurrenten – von der CDU bis zur Linken – kritisiert. Darin sah die Behörde nicht etwa eine legitime Auseinandersetzung mit Mitbewerbern, sondern eine grundsätzliche «Kritik am Mehrparteiensystem und damit an der parlamentarischen Demokratie».

Das Verwaltungsgericht Köln hat dem Verfassungsschutz zwar inzwischen verboten, die AfD als «Prüffall» zu bezeichnen. Aber das Establishment hat sein Ziel erreicht: Man schmeißt mit Schmutz, und irgendwas wird schon hängenbleiben. «Semper aliquid haeret», sagten die Lateiner. Wichtig aber ist der weniger bekannte Anfang des Zitats: «Audacter calumniare»: Nur keck verleumden, dann wird schon irgendwas hängenbleiben. ○

«Crazy Tony» lässt die Wüste blühen

Tony Rinaudo nutzt ein Teppichmesser als Waffe gegen Armut und Hunger. Der Australier erklärt, wie er mit scharfer Klinge und etwas himmlischer Hilfe unterirdische Wälder in die Höhe zieht und so die Massenmigration bremsen kann. *Von Urs Gehriger*

Dreissig Monate war Tony Rinaudo nun bereits im Niger, einem der ärmsten Länder in der Sahelzone. 6000 Bäume hatte er jedes Jahr gepflanzt. An einer Hand konnte er jene abzählen, die überlebten. Es war ein aussichtsloses Projekt. In seiner Verzweiflung tat er das, was er bereits als Kind getan hatte, als in seiner Heimat, im Ovens Valley im Nordosten Victorias, Australien, ein Pestizidabfluss Fische und Gewässer verseucht hatte und Tausende Hektar Buschland abgeholzt worden waren. Damals betete er zu Gott: «Bitte nutze mich auf irgendeine Weise, damit ich etwas Sinnvolles bewirken möge.»

Kurz darauf begab sich Rinaudo auf eine lange Reise, die ihn Anfang der achtziger Jahre zuerst zu einem Agronomiestudium und darauf als Missionar in den Niger führte. An der Uni hatte man ihm ein Axiom der Entwicklungshilfe eingetrichtert: «Gegen den Hunger muss man Bäume pflanzen.» Doch die Theorie erwies sich in der harschen Realität des Niger als totaler Reinfluss. Schlimmer noch, die Menschen dort interessierten sich keinen Deut für den Australier und dessen wohlmeinendes Projekt. «Nach zweieinhalb Jahren Pflanzzeit war ich bereit, aufzugeben und nach Hause zu gehen.» Ehe er seine Sachen packte, wandte er sich abermals dem Allmächtigen zu und hoffte auf ein Zeichen des Himmels.

Tony Rinaudo, Sie hatten auf Ihren Geländewagen Baumsetzlinge geladen und fuhren in die Steppe hinaus, als Sie eine Entdeckung machten, die Ihr Leben und das von Millionen von Menschen verändern sollte. Wie hat sich das zugetragen?

Ich machte halt, um den Luftdruck der Reifen zu prüfen. Da fielen mir die vielen Büsche in der Landschaft auf. Ich hatte sie schon oft gesehen, mir aber nichts dabei gedacht. Nun schaute ich genauer hin. Als ich die Form ihrer Blätter betrachtete, erkannte ich, dass es sich um eine Baumart handelte. In diesem Moment fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Es gab buchstäblich Millionen dieser Sträucher, und plötzlich begriff ich, dass sie alle das Potenzial hatten, zu Bäumen zu werden. Bislang war es nie dazu gekommen, weil die Bauern vor der Aussaat ihrer Nahrungspflanzen jeweils diese Büsche ausgerissen und verbrannt hatten. Für sie waren sie Unkraut, welches der nächsten Ernte im Weg stand.



«Wo es mal Wald gab, kann Wald zurückkehren»: Ex-Missionar Rinaudo.

Wenn ich Sie richtig verstehe, waren die Büsche in Wirklichkeit die Ausläufer einer Baumkolonie, eines unterirdischen Walds, der nach der Rodung lange Zeit tief in der Erde überlebt hatte?

Absolut richtig. Die meisten Baumarten sterben nicht aus, wenn man sie rodet. Sie verfügen noch über 30 bis 50 Prozent der Biomasse unter der Erde in Form von Wurzeln.

Wie tief unter der Erde?

Es hängt vom Alter und der Art ab, aber einige der Pfahlwurzeln können zwanzig oder dreissig Meter tief reichen.

Wie alt sind diese unterirdischen Wälder?

Eine wissenschaftlich fundierte Antwort kann ich Ihnen nicht geben, aber gemäss meinen Erfahrungen können Baumstümpfe mehr als hundert Jahre, vielleicht zwei Jahrhunderte alt werden.

Sie haben eine spezielle Technik, diesen unterirdischen Wald wieder auf der Oberfläche wachsen zu lassen. Wie funktioniert das?

Die Saat für den neuen Wald entspringt den Köpfen der Menschen. Wenn ich das menschliche Verhalten ändern kann, wird der Baum von selbst wachsen. Wenn es mir gelingt, die Bauern davon zu überzeugen, dass sie und ihre Kinder eine bessere Zu-

kunft haben, wenn sie nicht jeden einzelnen Zweig entfernen, haben wir schon fast gewonnen.

Technisch gesehen, wie zieht man den unterirdischen Wald an die Oberfläche?

Es ist alles sehr einfach. Es geht um das Zurückschneiden und Ausdünnen von überschüssigen Stämmen und Zweigen.

«Ich führe keine Gartenschere mit mir. Sie könnte abschreckend wirken.»

Wenn der Baumstumpf nachwächst, können 30 bis 50 Triebe miteinander konkurrieren. Wir reduzieren diesen Wettbewerb um Licht, Raum, Wasser und Nährstoffe, indem wir die stärksten und höchsten auswählen und den Überschuss entfernen. Wir nennen diese Technik «Farmer Managed Natural Regeneration», kurz FMNR. Setzen wir die Technik gezielt ein, wachsen selbst in trockenen Gebieten die Bäume sehr schnell in die Höhe.

Dafür brauchen Sie nicht mehr als ein Messer?

Richtig. Als mein Vater starb, vererbte er mir einen Werkzeugkasten. Darin gab es ein altes Teppichmesser, damit reise ich seither um die Welt. Ich führe bewusst keine Gartenschere und ähnliche, teure Werkzeuge mit mir. Sie könnten abschreckend wirken. Ich sage den Bauern: «Du hast bereits alles, was du für eine blühende Zukunft brauchst.» Das einfache Vorgehen ist ein wesentlicher Teil des Erfolgsgeheimnisses der FMNR.

Sie retten also Leben mit einem Messer. Haben Sie eine Ahnung, wie viel Fläche Sie so bereits begrünt haben?

Aufgrund von Satellitenaufnahmen wissen wir, dass sich der Waldbestand im Niger allein auf 5 Millionen Hektar ausgebreitet hat. In acht Ländern Westafrikas wachsen etwa 15 Millionen Hektar neuer Wald. Die genaue Fläche ist schwer zu eruieren. Durch World Vision International [eine der weltweit grössten Entwicklungshilfeorganisationen und die grösste christliche NGO, die Red.] konnte ich diese Technik in 25 Ländern der Welt einsetzen. Ich vermute, dass seit Beginn meiner Initiative rund eine Million Hektar neuer Wald gewachsen ist. Ich möchte festhalten, dass es sich bei dieser Methode nicht um meine Erfindung handelt. Es ist eine alte Praxis. Ich habe sie bloss wiederbelebt und popularisiert. Selbst im Niger gab es Gemeinschaften, mit welchen ich nie Kontakt hatte, die selbst diese Art der Aufforstung entdeckt hatten und praktizierten.

Als Sie im Niger zum ersten Mal für diese Methode warben, nannten Sie einige Bau-

ern «Crazy Tony». Wie sieht es heute aus, ist die Skepsis gewichen?

Ich denke, die «Crazy Tony»-Reaktion ist grösstenteils vorbei. Aber wenn du darüber nachdenkst, so muss mein Vorschlag wie eine wirklich dumme Idee übergekommen sein. Von Menschen, die Hunger litten und überzeugt waren, dass sie jeden Fleck Land für den Anbau von Nahrungsmitteln brauchten, kann man nicht erwarten, dass sie auf die letzten vorhandenen Zweiglein verzichten. Glücklicherweise konnte ich im Kleinen ein Beispiel geben. In kurzer Zeit erkannten die Bauern, dass sich ihre Ernteerträge aufgrund des verbesserten Mikroklimas und der Bodenfruchtbarkeit verdoppelten. Sie hatten jetzt Brennmaterial, und ihre Frauen mussten nicht mehr viele Kilometer zu Fuss auf Holzsuche gehen. Vögel verteilten die Baumsamen durch die Luft, das Vieh tat es durch seinen Mist. Bauern begannen Früchte und Nüsse zu produzieren. Andere konnten Bienen züchten und sorgten so für zusätzliches Einkommen. Entscheidend war, dass wir die Wende in einem der trockensten Länder schafften.

Wenn es im Niger gelang, Wälder aufzuforsten – würde das überall möglich sein?

Fast, ja. Wenn du dein Verhalten änderst, wird sich die Natur selbst heilen.

Zurzeit wüten Brände im Amazonas. Überall hört man Warnungen, Waldrodungen rund um den Globus würden irreversible Schäden verursachen. Wenn ich Sie richtig verstehe, kann jedoch der zerstörte Wald durch Ihre Technik wiederaufgeforstet werden?

Auf jeden Fall. Meine Faustregel lautet: Wo es einmal einen Wald gab, kann ein Wald zurückkehren.

Also ist kein Wald für immer verloren?

Das ist meine Erfahrung. Zu erreichen, dass Menschen akzeptieren, ihr Verhalten zu ändern, kann an manchen Orten aufgrund der sehr rauen Umgebung mehr Zeit in Anspruch nehmen. Aber wenn es dort vorher einen Wald gab, kann er wieder wachsen.

Afrikaner wandern in Massen nach Europa. Experten warnen, aufgrund von Hunger und Elend seien Millionen auf dem Sprung in Richtung Norden. Wenn Ihre Methode extensiv umgesetzt wird, könnte die Migration in Zukunft gebremst werden?

Definitiv, das ist meine Erfahrung. Warum sollten Menschen ihr Leben mit einer langen Flucht riskieren, wenn sie in ihrem eigenen Land ein würdiges Leben führen können?

Tony Rinaudo erhielt 2018 den Alternativen Nobelpreis «für den praktischen Beweis, wie Trockengebiete in grossem Umfang und mit minimalen Kosten begrünt werden können, zur Verbesserung der Lebensgrundlage von Millionen von Menschen». Rinaudo hat sich zum Ziel gesetzt, bis 2030 weltweit eine Milliarde Hektar Wald neu aufzuforsten. Er weilte diese Woche anlässlich des Swiss Green Symposium in der Schweiz.

Das Interview im englischen Original: www.weltwoche.ch/international



Inside Washington

Star Force!

US-Präsident Reagan forderte einst Waffen für den Weltraum – nun sollen sie kommen.

Liberaler Peiniger verspotteten vor etwas mehr als 35 Jahren den damaligen US-Präsidenten Ronald Reagan. Er träumte von einem hochentwickelten, amerikanischen Waffensystem im Weltraum. Dieses könnte eine gegnerische Atomrakete im Flug verdampfen, mit einem zerstörerischen Partikelstrahl oder einem Plasma-Beam, der explodiert.

Senator Ted Kennedy zog den Ehrgeiz des Hollywood-Schauspielers ins Lächerliche – «eine undurchdachte <Star Wars>-Show».

Reagan war der Ben Kenobi seiner Zeit. Und jetzt spulen wir schnell bis ins Jahr 2019 vor. Die US Defense Intelligence Agency warnt nun vor Russland und China: «Beide Staaten verfügen über eine robuste... weltraumgestützte Überwachung und Aufklärung. Sie entwickeln Störprogramme und Cyberspace-Fähigkeiten, zielsichere Energiewaffen und bodengestützte Antisatellitenraketen.»

Unnötig zu sagen, dass Präsident Trump jetzt mehr rote Fahnen leuchten sieht als ein Mao-Zedong-Festival. Letzte Woche aktivierte er das US Space Command wieder. Denn das US-Militär hinkt bereits gefährlich weit den Chinesen hinterher, die 2015 ihre eigene Strategic Support Force für den Kosmos gegründet haben. Das Weisse Haus drängt den Kongress nun, schnell zu handeln. Vizepräsident Mike Pence meldet dem Pentagon, dass der Präsident die neue US Space Force in vier Monaten einsatzbereit haben will. Die Begründung laut Pence: «Was einst friedlich und unumstritten war, ist heute feindselig und gefährlich.»

In der Tat. Über 1800 Satelliten von fünfzig Ländern und Unternehmen flitzen um den angriffsanfälligen Planeten Erde. Die Folgen könnten für alle katastrophal sein.

«Es reicht nicht, nur amerikanische Präsenz im Weltraum zu markieren», betont Trump, «wir müssen amerikanische Dominanz demonstrieren». Amy Holmes



Tessin-Spezial: Boutique-Hotel «Villa Orselina»

Sehnsucht nach dem Tessin

See, Berge, Palmen und südländische Lebenslust – wann haben Sie sich zum letzten Mal von der Italianità der Schweiz verführen lassen? Mit diesem exklusiven Leserangebot haben Sie Gelegenheit, das Tessin von seiner schönsten Seite zu erleben.

Jenseits der Alpen zeigt sich die Schweiz von ihrer entspannten Seite. Tauchen Sie ein in die süsse Welt des Nichtstuns im 5-Sterne-Hotel «Villa Orselina». An privilegierter Lage hoch über dem Lago Maggiore erleben Sie in einem stilvollen Ambiente ein Paradies der Erholung.

Sie logieren in einer grosszügigen, individuell gestalteten Suite mit Panoramablick. Ein umfassendes Verwöhnprogramm bietet Ihnen die hauseigene Wellnessoase «La Spa». Für das kulinarische Wohl sorgt der Besuch im «Ristorante di Villa Orselina» mit seiner Kombination aus mediterranen und lokalen Spezialitäten. Bei einer privaten Degustation im historischen Weinkeller entdecken Sie die herausragenden Tropfen der Region.

Tagsüber haben Sie die Wahl zwischen vielen Aktivitäten. In unmittelbarer Nähe befindet sich die bedeutende Wallfahrtskirche Madonna del Sasso. Ebenfalls in wenigen Schritten

erreichen Sie die Standseilbahn nach Locarno sowie die spektakuläre Luftseilbahn des Tessiner Stararchitekten Mario Botta für einen unvergesslichen Ausflug auf den Hausberg von Locarno, die Cardada (1340 m ü. M).



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Arrangement Hotel «Villa Orselina»

Leistungen:

- 2 Übernachtungen inkl. Frühstücksbuffet
- Garantiertes Upgrade in Suite mit Seeblick
- Begrüssungscocktail in der Bar/Loggia
- Vier-Gang-Dinner; Degustation im Weinkeller
- Gratis-ÖV; vergünstigte Bergbahntickets
- Freie Nutzung «La Spa» und Tennisplatz
- 20 Prozent Rabatt auf Massagen
- Bahnhof-Hotel-Transfer bei An- und Abreise
- Parkplatz in der Tiefgarage

Spezialpreis (pro Person im Doppelzimmer):

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 540.– (statt Fr. 860.–)
Für Leser ohne Abo: Fr. 600.– (statt Fr. 860.–)
(exkl. Kurtaxe; Einzelzimmer auf Anfrage)

Buchung:

Reservieren Sie über Tel. 091 735 73 73. Bitte Kennwort «Platin-Club» angeben. Verfügbar jeweils So. bis Fr. bis 28. Oktober 2019 (ausgenommen Feiertage sowie während «Moon & Stars» und des Filmfestival Locarno).

Veranstalter:

Villa Orselina, 6644 Orselina-Locarno
www.villaorselina.ch

www.weltwoche.ch/platinclub

«Seit 5.45 wird zurückgeschossen»

Von Hansrudolf Kamer — Mit dem deutschen Angriff auf Polen vor achtzig Jahren begann der Zweite Weltkrieg, der die Geschicke Europas und Asiens bis heute prägt.



Jeder Krieg hat seine Vorgeschichte. Der deutsche Kanzler Adolf Hitler begründete in seiner Rede vor dem Reichstag das Losschlagen mit den berühmt- gewordenen Worten:

«Polen hat heute Nacht zum ersten Mal auf unserem eigenen Territorium auch mit bereits regulären Soldaten geschossen. Seit 5.45 Uhr wird jetzt zurückgeschossen.»

Tatsächlich hatten die Deutschen schon früher mit dem «Zurückschiessen» begonnen. Hitler berief sich auf den Versailler Vertrag, der das Leiden Deutschlands und der Deutschen unerträglich gemacht habe, und darauf, dass seine Friedensvorschläge auch von Polen zurückgewiesen worden seien. Das war aber nur noch Rekapitulation des Bekannten. Er hatte weitertragende Pläne.

Der damalige Auslandschef der NZZ, Albert Müller, schrieb im Morgenblatt des 4. Septembers 1939 mit unnachahmlicher Klarheit: «Man kann die Augen nicht verschliessen vor der Tatsache, dass die Verantwortung für diese europäische Katastrophe auf einem Mann liegt, der – viel eindeutiger als in früheren historischen Kontroversen über die Frage der Kriegsschuld – mit Name und Vorname bezeichnet werden kann.»

Müller schrieb, als Grossbritannien und Frankreich sich bereits im Kriegszustand mit Deutschland befanden. Bis zum 31. August habe sich die britische Diplomatie bemüht, einen bewaffneten Angriff Deutschlands auf Polen zu verhindern. Die Reichsregierung ging darauf gar nicht mehr ein.

Der Angriff auf Polen bedeutete unter diesen Umständen «eine Herausforderung der beiden Westmächte, die daraus die Konsequenzen ziehen mussten, wenn sie nicht selbst einer deutschen Vorherrschaft über Europa sich beugen und nach einer Niederlage Polens die immer steigenden Ansprüche und Forderungen des Siegers erfüllen wollten».

Der vor kurzem verstorbene Historiker John Lukacs bezeichnete das Geschehen von 1939 bis 1941 als den letzten europäischen Krieg. Nachher veränderte sich alles. Es könne immer noch zu Revolutionen und Bürgerkriegen kommen. Auch Eroberungen von aussen seien denkbar. Doch ein Völkerkrieg, mit dem eine Nation versuche, ganz Europa zu dominieren,

mit dem Resultat eines alleuropäischen Gemetzels sei sehr unwahrscheinlich geworden. Das Jahr 1941 sei der Wendepunkt gewesen.

Vorname und Name des Kriegsschuldigen – Adolf Hitler ist der Spiritus rector, die treibende Kraft. Ohne ihn ist der Weltenbrand nicht zu verstehen. So wächst auch die Hitler-Literatur Jahr für Jahr – vier neue deutschsprachige Biografien allein seit 2018 – und es gibt Bücher über die Bücher. Der letzte Satz in einem dieser Werke lautet: Mit Hitler werden wir so schnell nicht fertig.

Geschichte als Fundgrube

Lukacs vertrat später, nach dem Umbruch der Jahre 1989/91, die damals kaum verstandene These, die stärkste Kraft im 20. Jahrhundert sei nicht der Kommunismus, sondern der Nationalismus gewesen. Dieser werde auch die Zukunft in den Zerfallszonen der einstigen Imperien bestimmen.

Achtzig Jahre seit Kriegsbeginn, hundert Jahre seit dem Vertrag von Versailles, den Hitler in seiner Reichstagsrede zwanzig Jahre später als unerträgliche Last für die Deutschen und als Kriegsgrund hinstellte. Die deutsche Opferrolle ist tief verankert und weitverbreitet.

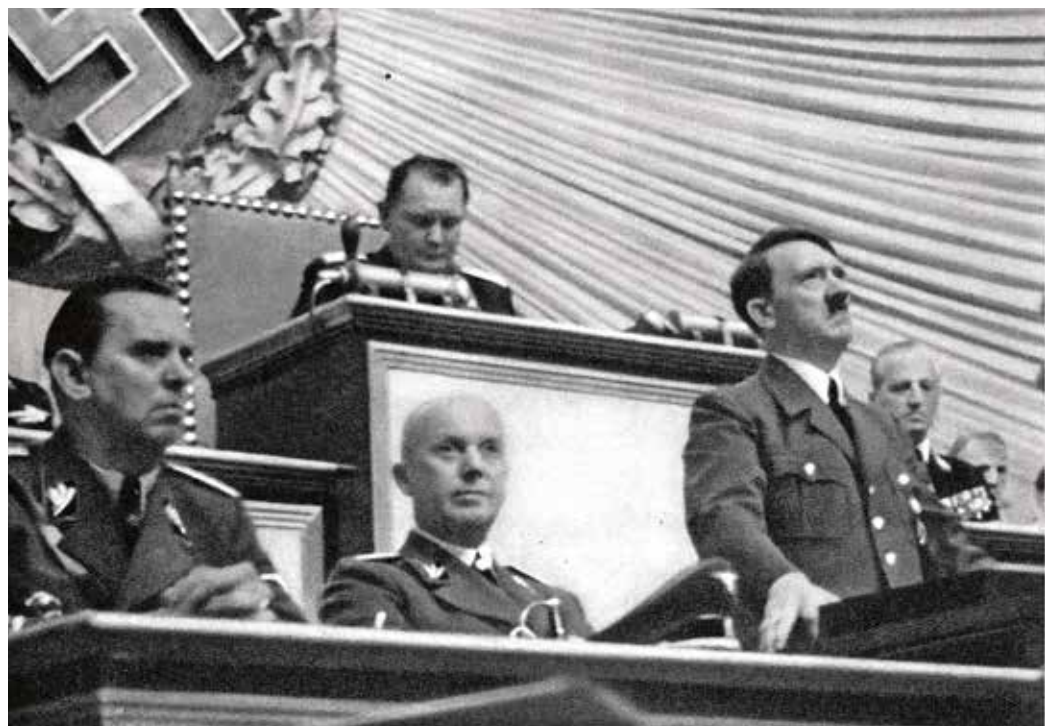
Noch im Jahr 1984 – nomen est omen – betonte der amerikanische Diplomat George F.

Kennan, Vater der Containment-Strategie im Kalten Krieg, dass die Rachsucht der britischen und französischen Friedensbedingungen dem Nationalsozialismus und einem weiteren Krieg den Boden bereitet habe. Der Zweite Weltkrieg sei das Ergebnis des dummen und demütigenden Straffriedens gewesen, der Deutschland aufgezwungen wurde.

Geschichte ist eine Fundgrube, aber auf jeden Fall ein Kontinuum. Die Deutschen waren keine Chorknaben. Die Bedingungen, die das neuvereinte Reich dem besiegten Frankreich 1871 nach dem preussisch-französischen Krieg diktierte, waren harscher als jene von Versailles. Hätten die Deutschen den Ersten Weltkrieg gewonnen, wäre ihr «Versailles» viel schärfer ausgefallen, wie sich aus den Plänen vor Kriegsbeginn ablesen lässt. Und schliesslich: Die drakonischen Gebietsverluste des Zarenreichs, der Sowjetunion nach dem Frieden von Brest-Litowsk 1918 lassen sich mit Versailles gar nicht erst messen.

Im Gegensatz zu 1945 verlangten die Alliierten von Deutschland keine bedingungslose Kapitulation und nahmen es dann mit der Durchsetzung des Versailler Vertrags nicht sehr genau. Eine Besetzung Deutschlands wollten die Sieger nicht – sie hatten einen Grossteil ihrer Truppen schnell demobilisiert. Versailles hätte Jalta und Potsdam sein müssen.

Der französische alliierte Oberkommandierende Marschall Ferdinand Foch wollte einen Frieden, der es für Deutschland unmöglich machen sollte, je wieder Frankreich anzugreifen. Er erklärte zu Versailles: «Das ist kein Friede. Das ist ein Waffenstillstand für zwanzig Jahre.» Er irrte sich um genau 65 Tage.



Nachher veränderte sich alles: Hitler im deutschen Reichstag, 1. September 1939.



Wundersame Zufälle: Tausendsassa Macron.

Messias der Milliardäre

Schrieben die Medien der Milliardäre das Drehbuch von Macrons märchenhafter Wahl? Wie einen Messias haben sie ihn hochgespielt. Die Chronik einer Kampagne aus Titelgeschichten, Enthüllungen und Meinungsumfragen. Von Jürg Altwegg

Es war einmal... Über Emmanuel Macrons märchenhaften Aufstieg an die Macht gibt es viele Bücher, die Hagiografien einer «Romanfigur» und eines «Philosophen-Präsidenten». Historiker erklärten seinen Sieg zum Ende der Revolution nach 200 Jahren. Eine «neue Welt» hatte Macron den Franzosen verheissen.

Jetzt legt der Statistiker Eric Stemmelen, der Programmchef des öffentlich-rechtlichen TV-Senders France 2 war, eine Chronik von Macrons Wahl vor und stellt fest: So viele Zufälle und Wunder kann es nicht geben. Stemmelen's These: Die Medien haben das Drehbuch von Emmanuel Macrons Machtübernahme geschrieben – im Auftrag ihrer Besitzer, der französischen Milliardäre. Er nennt sie eine Oligarchie.

Zehn branchenfremde Milliardäre beherrschen die französischen Medien. Ihnen gehören 90 Prozent der landesweit vertriebenen Tageszeitungen. Ihre TV- und Radiosender erreichen Marktanteile von über 50 Prozent. Die schon lange im Medienbereich aktiven Unternehmer haben ihre Vermögen mit Staatsaufträgen erwirtschaftet: Die Bouygues-Gruppe, Eigentümer von Europas grösstem Privatsender TF1, baut Autobahnen. Der Groupe-Dassault-Besitzer

des *Figaro* produziert Militärflugzeuge und Waffen. Die Luxusgüterindustriellen und Telekom-Unternehmer sind in der Pressekrise auf Schnäppchenjagd gegangen. Xavier Niel – in der Schweiz gehört ihm Salt – ist Miteigentümer von *Le Monde* und *L'Obs*. Bernard Arnault (LVMH) besitzt die Wirtschaftszeitung *Les Echos* – das Boulevardblatt *Le Parisien* hatte er gekauft, um Nicolas Sarkozy zu unterstützen.

Ein Studienfreund wird lanciert

Macron unterstützten alle. Er hatte die Elite-schule ENA absolviert und bei Rothschild als Banker gearbeitet. 2012 weibelte er für François Hollande, der sagte: «Mein Feind ist die Hochfinanz.» Als Präsident machte dieser Macron zum stellvertretenden Generalsekretär.

15. Juli 2014: Macron verlässt das Elysée. Er will ein Start-up-Unternehmen gründen und im Herbst bei der London School of Economics als Professor anheuern. Er macht Ferien in Kalifornien.

20. August: Alain Juppé gibt bekannt, dass er für die Präsidentschaftswahl von 2017 kandidieren wird. In der Presse wird Edouard

Philippe als sein Premierminister gehandelt. In Los Angeles sitzt an diesem gleichen Tag Macron mit Xavier Niel und dessen Lebensgefährtin Delphine Arnault, der Tochter des LVMH-Besizers, zu Tisch. Es sei um die Firmengründung gegangen, werden später die Zeitungen berichten.

24. August: *Le Point* veröffentlicht ein Interview mit einem Unbekannten namens Emmanuel Macron, der seine wirtschaftspolitischen Vorstellungen für Frankreich erläutert. Der Chefredaktor ist ein Studienfreund.

26. August: Zu seiner «eigenen Überraschung» wird Macron zum Wirtschafts- und Finanzminister ernannt. Er habe beim Velofahren einen Anruf bekommen. Ein Wunderkind, Schüler und Assistent des Philosophen Paul Ricœur wird gefeiert. Die Medien der Milliardäre haben ihren Messias.

27. August: Niels *Le Monde* veröffentlicht ein paar «ergänzende Informationen»: «Emmanuel Macron ist mit der zwanzig Jahre älteren Brigitte Trogneux, die seine Französischlehrerin am Lycée Henri IV war, verheiratet.»

Der Satz mit mehreren Fehlern wird zur Grundlage der Berichterstattung über das un-

gewöhnliche Paar. Nach Paris hatten Macrons Eltern ihren Sohn geschickt, um ihn von der verheirateten Brigitte zu trennen. Sie hat nie in Paris gearbeitet, Macron war nie ihr Schüler – er machte in seiner Heimatstadt Angers in ihrer Theatergruppe mit. Ihr Altersunterschied beträgt 25 Jahre. Brigitte war nicht 36, als sie sich kennenlernten, sondern 39. Und Macron nicht siebzehn, sondern vierzehn. Mit einem sexuellen Verhältnis hätte sich Brigitte strafbar gemacht.

28. August: In *Le Point* erscheint das erste grosse Interview mit dem neuen Finanzminister. Es ist der Startschuss zur Kampagne, die ihn als Präsidentschaftskandidaten aufbauen soll.

Der Dreitagebart des Propheten

Ein turbulentes Jahr geht ins Land. Macrons Popularität wird mit Meinungsumfragen getestet. Er liegt stets zehn bis fünfzehn Prozent hinter Juppé, der bis zu seiner überraschenden Niederlage in der Vorwahl gegen François Fillon als Favorit erscheint. Gegen ihn laufen zwei Kampagnen. In der Qualitätspresse wird seine Mitverantwortung am Genozid in Ruanda – er war Aussenminister – thematisiert. Im Internet wird er nach den Attentaten als «Ali Juppé» angegriffen.

Aus den Weihnachtsferien kehrt Emmanuel Macron mit einem Dreitagebart zurück: Er ist das erste grosse Thema des neuen Jahres. In Las Vegas präsentiert Macron eine «French Tech Night».

7. Januar 2016: *Le Monde* veröffentlicht ein Interview, in dem Macron bedauert, dass in Frankreich keine grosse Koalition von links und rechts möglich ist. Noch denkt niemand an einen möglichen Verzicht von Hollande. Am gleichen Tag wird die Gesellschaft «EMA en marche» nach den Initialen des Messias gegründet.

8. Mai: Frankreich feiert das Ende des Zweiten Weltkriegs und Jean-Marie Le Pen Jeanne d'Arc. Auch der Finanzminister hält eine Rede über die Jungfrau von Orléans. Die Medien deuten sie als Absichtserklärung und Motiv für die Kandidatur: Er will die nationale Einheit mit einer grossen Koalition herstellen und in Personalunion verkörpern.

14. Juli: Nationalfeiertag, Attentat in Nizza, 86 Tote und 458 Verletzte.

11. August: Titelgeschichte in der Illustrierten *Paris Match*. Die Macrons am Strand, Brigitte im Badeanzug: «Verliebt in den Ferien – vor der Offensive».

30. August 2016: Macron tritt aus der Regierung zurück. Nach einer Woche Trommelfeuer erklärt der gemässigte Zentrumsolitiker François Bayrou: «Wir beobachten einen gewaltigen Versuch finanzieller Interessenvertreter, die politische Macht zu erobern. Ich bin nicht dafür, dass die Macht des Geldes die Politik unterwirft. Aber darum geht es.»

In einem Punkt irrt Bayrou: «Die Rechnung wird nicht aufgehen. Die Franzosen werden die Operation durchschauen und erkennen, was hinter diesem Hologramm steckt.»

16. November: Macron verkündet seine Kandidatur.

Im Wahlkampf wird *Russia Today* kolportieren, Emmanuel Macron sei homosexuell und führe ein Doppelleben mit dem Intendanten von Radio France. Bei der geschickt geführten Offensive gegen die Gerüchte spielen Xavier Niel und Delphine Arnault, die Brigitte in Stilfragen berät, eine wichtige Rolle. Sie engagieren Mimi Marchand, die Pariser «Königin der Paparazzi». Sie hatte Hollande auf einer Vespa bei der nächtlichen Ausfahrt zum Seitensprung fotografieren lassen. Die Fotos erschienen in *Closer*. Das Klatschmagazin gehört Berlusconi und publizierte Dutzende von Gefälligkeitsartikeln über Brigitte und Emmanuel Macron.

1. Dezember 2016: Hollande wirft das Handtuch. Stemmelen: «Seine Teilnahme hätte Macron jeglicher Chance auf den Einzug in die Stichwahl beraubt.»

Und wenn sie nicht gestorben sind... Gegen Marine Le Pen, die sich im TV-Duell mit ihrem Amoklauf selber besiegte, hatte Macron in der Stichwahl leichtes Spiel. Stemmelen beendet seine Chronik am 23. April 2017, dem Tag des ersten Wahlgangs. Drei Ex-Premierminister (Alain Juppé, François Fillon, Manuel Valls), ein ehemaliger und der amtierende Präsident sind auf der Strecke geblieben. Die Enthüllungen über den letzten ernsthaften Rivalen François Fillons kamen nicht aus den Medien der Milliardäre. Edouard Philippe, den Alain Juppés als Regierungschef vorgesehen hatte, wird Premier-, François Bayrou Justizminister. Mimi Marchand bekommt das Monopol für Homestorys aus dem Elysée.

Es geschahen Wunder... Eric Stemmelen legt eine überzeugende Darstellung der «Opération Macron» und ihrer wundersamen Zufälle vor. Nur mit dem Mainstream und der Mimesis der Medien, die sich gegenseitig imitieren, kann man ihre Dynamik in der Tat nicht erklären. Ob es wirklich einen Drehbuchautor und Regisseur gab, wissen die Beteiligten. Der Statistiker schmälert die Aussagekraft seiner fulminanten Demonstration durch den Furor seines Stils und mit abschätzigen Bemerkungen – die «Oligarchie» der Medienmilliardäre nennt er auch schon mal eine «Plutokratie». Jegliche Reform – der Steuern, des Rentensystems, des Arbeitsrechts – ist für den Autor ein Anschlag des Grosskapitals auf den Sozialstaat und der Präsident dessen Handlanger. Französische Verlage haben «Opération Macron» abgelehnt, das Buch erschien Ende Juni in Belgien. Ausser der kommunistischen *Humanité* hat es bislang keine französische Zeitung rezensiert.



WEN WIR UM EIN INTERVIEW BITTEN, HAT AUCH VIEL ZU SAGEN.

Die spannendsten Seiten der Wirtschaft.

Hier für Newsletter anmelden:



**BUSINESS
INNOVATION
WEEK**



30.9. – 3.10.2019

Werkplatz Zürich Oerlikon

30.9. Forum Zukunft Schw-AI-z

4.10. Retail-Tours

businessinnovation.ch

#BIW19

300

Keynotes & Vorträge

200

Experten & Aussteller

100

Events und Networking



Mit
Europapremiere
Humanoid-Roboter

Leader oder Loser?

**Zukunft verstehen &
aktiv mitgestalten!**

Antworten gibt's beim grössten
Schweizer **Zukunfts-Event** für
Innovation, Digitalisierung
& neue Arbeitswelt 4.0

Join us!

Team
Ich will's AG

Mrs. Heasy

Zukunftsgestalter
Luca

Urs
Gredig

Patrizia
Laeri

Stephan
Klapproth

Ralf
Schmitt

Anders Indset
Wirtschaftsphilosoph

Dr. Marianne Janik
CEO Microsoft Schweiz

Dr. Steffi Burkhart
Human Capital Evangelist

Gerd Leonhard
Futurist & Humanist

Tickets

Live Experience Expo & Networking CHF 30
Academy Programm CHF 125
Future-Conference All-Access BIW CHF 790

businessinnovation.ch/tickets
#BIW19

Key Partner



Salt.
Business

avatorion
SWISS ROBOTIC EXPERT

Gold Partner

**Zürich,
Switzerland.**

Nau.ch
News für die Schweiz.

Veranstalterin



Träger
digitalswitzerland

Wie frei darf Hongkong bleiben?

Die Protestbewegung gibt kein einheitliches Bild ab. Aber sie erzwingt eine Antwort auf die wichtigste Frage. Das Drehbuch der Demonstranten ist – anders als Dominic Green hier kürzlich darlegte – genau richtig.
 Von *Henrique Schneider*

In der *Weltwoche* kritisiert Dominic Green die Protestbewegung in Hongkong («Falsches Drehbuch», *Weltwoche* Nr. 34/19). Seine These: Die Protestbewegung setze die Trümpfe Hongkongs leichtfertig aufs Spiel. Der Löwenfels sei die – sinnbildliche und wortwörtliche – Brücke zwischen Ost und West. Doch die Protestierenden sprengten diese Brücke. Durch Blockieren des Flughafens und indem sie sich sämtlichen Gesprächsangeboten widersetzen.

In einem Punkt hat Green recht: Man muss lange suchen, bis man im heutigen Hongkong Liberale findet. Figuren wie John Pope-Hennessy, Wu Tingfang, Kai Ho und John James Cowperthwaite haben dem Löwenfels seine ursprüngliche, liberale Prägung gegeben. Doch sie gehören längst der Geschichte an. Auch in der Protestbewegung gleicht die Suche nach Liberalen jener nach der sprichwörtlichen Nadel im Heuhaufen. Ein einheitliches Programm haben die Protestler ohnehin nicht. Sie fordern zwar persönliche und wirtschaftliche Freiheit. Doch gleichzeitig skandieren sie Parolen gegen die Globalisierung und für mehr Sozialstaat.

Im Übrigen könnte Greens Diagnose zur Protestbewegung aber falscher nicht sein. Es war nämlich die freiheitliche Politik, die den Löwenfels zum Erfolgsmodell gemacht hat. Der Verlust dieser Freiheit würde dem Modell Hongkong ein Ende setzen. Und genau das findet die Protestbewegung. Sie ist auch bereit, gegen diesen Verlust einzutreten. Sie hat also sehr wohl das richtige Drehbuch gefunden. Die eigentliche Schicksalsfrage für die Zukunft des Landes liegt im Verhältnis zu China.

Das Parlament ist ein Sinnbild für diesen Zwiespalt: In der Legislative sitzen 70 Personen. Davon sind 60 in etwa 20 Parteien organisiert. Die restlichen sind unabhängig. Etwa 43 Personen bilden eine lose Allianz, den Peking-Block. In diesem Block sind Konservative, Liberale und sogar Kommunisten vereint. Sie unterstützen die Politik Chinas. Auf der anderen Seite stehen etwa 25 Personen im sogenannten demokratischen Block. Auch darin finden

sich Leute und Parteien aller Couleur – sogar einige, die sich die Unabhängigkeit wünschen. Auf der Seite der Chinatreuen mangelt es an Liberalen. Die Liberale Partei tritt etwa für Freihandel, für den Abbau aller Handelshemmnisse, gegen Wettbewerbsrecht, gegen Gewerkschaften oder gegen den Sozialstaat an. Doch sie ist nicht besonders gross und sitzt



Kein Treueeid auf China.

in einer Allianz mit Konservativen und Kommunisten fest.

Hongkong ist genauso vielfältig wie sein Parlament. Keine Meinung kann eine Deutungshoheit beanspruchen. Das Einzige, was deutlich ist – und auch entsprechend Politik, Wirtschaft und Gesellschaft trennt –, ist der Zwiespalt im Verhältnis zu Peking.

Ein Land – zwei Systeme

Wer jetzt von der Nähe zu China profitiert, ist optimistisch. Dazu gehören die Eliten, weil ihre ökonomische Macht bisher bewahrt wurde. Dazu gehören die Gewerkschaften, weil sie kommunistisch gestärkt werden. Dazu gehören viele Bürokraten und Wissenschaftler, weil auch sie sich mit Peking arrangieren können.

Doch viele in der Bevölkerung sind pessimistischer. Sie spüren die Versuche Chinas, Hongkong zu vereinnahmen. Die Volksrepublik hatte sich nämlich bei der Übernahme Hongkongs im Jahr 1997 für fünfzig Jahre zur Devise «Ein Land – zwei Systeme» verpflichtet. Verletzt wird sie jedoch andauernd: China verlangt eine «patriotische Erziehung» in den Schulen. Die lokale Sprache, Kantonesisch, wird in der Schule und bei Amtsgeschäften vom Mandarin verdrängt. Passanten auf der Strasse werden elektronisch überwacht. In den selbstverwalteten New Territories dringen immer wieder Polizisten ein. Unliebsame Zeitgenossen werden gekidnappt und nach China gebracht. Rektoren an Universitäten werden abgewählt und Professoren abgesetzt.

Im Jahr 2014 befand Peking sogar, dass Kandidaten für das höchste exekutive Amt in Hongkong von der kommunistischen Führung freigegeben werden müssen. Und im Jahr 2016 wurden demokratisch gewählte Parlamentsmitglieder aus dem Amt entfernt und verhaftet. Sie weigerten sich nämlich, einen Treueeid auf China zu schwören.

Die Proteste dieses Jahres wendeten sich anfangs gegen ein Auslieferungsgesetz. Hongkonger Bürger hätten ohne Rechtsgarantien unter anderem nach China ausgeliefert werden sollen. Das Gesetz wurde zwar zurückgezogen. Die Proteste gelten nun dem Duckmäusertum der Eliten gegenüber China.

Was die Pekingtreuen verdrängen: Mittlerweile ist China wichtiger für Hongkong als der Löwenfels für die Volksrepublik. Noch 1997 war China tatsächlich noch auf den Logistik-, Werk-, Finanz-, Forschungs- und Tourismusplatz Hongkong angewiesen. Heute nicht mehr.

Herr Green mag verärgert sein, weil er den Flughafen nicht benutzen konnte. Uhrenaktionäre sind zerknirscht, weil ihre Aktien an Wert eingebüsst haben. Die Arrivierten und Arrangierten sind beängstigt, weil sie Farbe bekennen müssen. Doch das ist alles nebensächlich. Viel wichtiger ist die Frage, welche die Protestbewegung in Hongkong aufwirft: Wie viel Freiheit wird es geben? Von der Antwort hängt die Zukunft Hongkongs ab.



Henrique Schneider ist Vizedirektor des Schweizerischen Gewerbeverbands und Professor für Volkswirtschaftslehre an der Nordakademie Hamburg. Er reist beruflich regelmässig nach Hongkong.



Verrückte Zeiten: Regisseur Polanski mit seiner Frau Emmanuelle Seigner, 2013.



Ikone der Woche

Most wanted

Von Benjamin Bögli

Roman Polanski, 86, bleibt auf Achse. Berlusconi-haft hält sich der Hollywood-Greis im Gespräch wie keine andere Filmgrösse seiner Altersklasse. Taucht der Regiemeister irgendwo auf, hat man sofort das Gefühl, er werde noch im selben Moment festgenommen. Wird eines seiner neuen Werke angekündigt, weht demjenigen, der es zeigt, ein Sturm der Entrüstung entgegen.

An der Mostra del cinema di Venezia, dem ältesten Filmfestival der Welt, das am Samstag zu Ende geht, ist es mal wieder so weit. Direktor Alberto Barbera muss sich verteidigen, weil er Polanskis neuen Film «J'accuse» in den Wettbewerb aufnahm. Der Regisseur selber kam nicht nach Venedig, schliesslich wird er seit 1978 von den Amerikanern gesucht. Er gab damals zu, Sex mit einer Dreizehnjährigen gehabt zu haben, floh aber während des Gerichtsprozesses nach Europa. Danach konnte er sich jahrzehntelang wieder voll und ganz der geliebten Filmerei widmen.

Seinen Lebensabend dürfte sich Polanski dennoch anders vorgestellt haben. Aus heiterem Himmel wurde er 2009 in Zürich verhaftet, dann entehrt. Die Zeiten sind fast noch verrückter als damals in den sechziger und siebziger Jahren, als er, der Pole, in Hollywood Meisterwerke drehte, als seine erste Frau Sharon Tate vom Manson-Clan ermordet wurde, als er zurück nach Europa flüchtete und weiterhin Film um Film herausbrachte.

Polanski blieb Polanski. Doch die Welt um ihn herum veränderte sich. Noch 2002 wurde sein Film «The Pianist» mit drei Oscars ausgezeichnet. Letztes Jahr schloss man ihn unter dem Druck der #MeToo-Bewegung in Hollywood plötzlich aus der Oscar-Academy aus, obwohl er sich seit vierzig Jahren nichts mehr hat zuschulden kommen lassen. Immer ungemütlicher wurde es für Polanski, nachdem die USA 2005 einen internationalen Haftbefehl gegen ihn ausgestellt hatten. Dieser wurde ihm in der Schweiz zum Verhängnis. Seinen Film «The Ghost Writer» musste er, 76-jährig, in einem Winterthurer Gefängnis fertigstellen. Die Auslieferung an die USA blieb ihm allerdings erspart.

2019 ist wieder ein Polanski-Jahr. Zum einen spielt seine Biografie in Quentin Tarantinos neuem Film um den Mord an Sharon Tate eine zentrale Rolle. Und jetzt in Venedig gab es während der ersten Festivaltage in den Medien fast nur ein Thema: Darf man den Film eines Sexualstraftäters zeigen? Das Publikum kümmerte dies wenig: Polanskis Historiendrama über die Dreyfus-Affäre erhielt bei der Premiere tosenden Applaus.

Kalkül der Macht

Das Leben der grossen englischen Königin Elisabeth I. gilt als exemplarisch für den britischen Nationalcharakter. Für Brexit-Anhänger ist sie eine Ikone. Zu Recht? *Von Heimo Schwilk*

Man kann es dem Verlag nicht verdenken, dass er, wohl mit dem Einverständnis des Autors, im Werbetext des Umschlags betont, dass Elisabeth I. von England «mit den Waffen einer Frau gekämpft» habe. Das hat die grosse Tudor-Königin, wie Thomas Kielinger in seiner Biografie so überzeugend herausstellt, dass man sie durchaus als frühe Ikone der Frauenemanzipation bezeichnen darf. Auch wenn diese taktisch geschickt agierende Königin ihre Weiblichkeit in der Öffentlichkeit eher als Makel darstellte – um dann den männlichen Konkurrenten zu beweisen, dass sie ihnen an Klugheit, Bildung und Gerissenheit ebenbürtig, oft sogar weit überlegen war. «Es sind doch nur Männer!», sagte sie einmal ganz unverblümt.

Ein Buch, das sich einreihet in den Zeitgeistertrend, die viel zu gering veranschlagte Rolle der Frauen in der Geschichte zu korrigieren und den *hidden heroes* späte Gerechtigkeit widerfahren zu lassen? Thomas Kielinger, der sich nicht nur als renommierter London-Korrespondent, sondern auch durch eine mit journalistischer Lockerheit erzählte Geschichte Grossbritanniens einen Namen als profunder Kenner englischer Verhältnisse gemacht hat, besitzt spürbar kein ideologisches Erkenntnisinteresse, im Gegenteil. Er wägt ab, stellt die Ambivalenzen und Widersprüche der von ihm Porträtierten heraus und scheut platte Analogien zur Gegenwart.

Dabei lädt die Vita der grossen englischen Königin geradezu ein, sie als exemplarisch für den britischen Nationalcharakter zu sehen. Der Biograf betont, wie sehr diese englische Königin mit ihrem Lavieren, ihrem Ausweichen vor Konfrontation und Krieg, ihrer habituellen Veranlagung zu Kompromiss und Ausgleich die Politik Grossbritanniens bis heute massgeblich geprägt hat. Dazu gehörte vor allem das Sich-Heraushalten aus den europäischen Händeln, den kriegerischen Verwicklungen auf dem Kontinent, von dem England – zu seinem Glück? – ja durch das Meer getrennt war.

Prinzessin statt Prinz

«In den Annalen ragt Elisabeth I. als eine Gründungsfigur englischer Identität hervor. Diesen Zusammenhang zu entschlüsseln, macht die erneute Annäherung an sie und ihre Zeit zu einem vielversprechenden Abenteuer», lautet das Fazit Kielingers am Ende seines «Prologs», der ein konzises Psychogramm der «Zaudernenden» liefert, bevor der Autor beginnt, die Lebensstationen dieser faszinierenden Frau vor dem Leser auszubreiten.

Als Tochter Heinrichs VIII. und seiner zweiten Frau Anne Boleyn musste Elisabeth erleben, wie gefährlich man als Frau ins Abseits geraten konnte, wenn man im dynastischen Ränkespiel nicht «lieferte», was sich der Herrscher wünschte. Statt eines Prinzen wurde dem König eine Prinzessin geboren, die er, wie alle Frauen, für unfähig hielt, die Geschicke des Landes zu führen. Ohne männlichen Thronfolger fürchtete Heinrich um die Stabilität des Königreichs.

Nach einer weiteren Heirat ihres Vaters und der Verstossung ihrer Mutter Anne wurde aus der kleinen Elisabeth ein illegitimer «Bastard». So scheinbar aussichtslos beginnt die Karriere einer Frau, die am Ende 44 Jahre lang regieren wird, eine Ära, die als «goldenes Zeitalter» gepriesen wurde. Es gelingt dem Autor tatsächlich virtuos, das Abenteuer dieses Lebens, das von Anfang an durch dynastische Verwicklungen und Intrigen bedroht war, so plastisch zu machen, dass man schon nach wenigen Kapiteln unweigerlich an die Seite dieser tapferen Frau rückt in ihrem Behauptungskampf gegen «eine von Männern dominierte Welt».

Als ihre Mutter Anne Boleyn am 19. Mai 1536 mit dem Beil hingerichtet wird, ist Elisabeth drei Jahre alt. Hat sie der Tod ihrer 35-jährigen Mutter traumatisiert? Der Biograf verneint diese Vermutung und schildert dafür ausführlich die Erziehung des aufgeweckten Kindes, das mit seiner raschen Auffassungsgabe und seiner Gewitztheit alle verblüfft. Nur elf Tage nach dem Tod seiner Gattin, die zwei Fehlgeburten

erlitt und ihm keinen männlichen Thronfolger schenken konnte, heiratet Heinrich VIII. erneut. Die von der Hofdame zur Mätresse des Königs avancierte Jane Seymour stirbt zehn Tage nach der Geburt des lange ersehnten Prinzen im Kindbett. Edward ist jetzt zwar die Nummer eins in der Thronfolge, doch bleiben seine Schwestern Mary, die Tochter von Heinrich und Katharina, sowie Elisabeth legitime Erbinnen.

Die Eheschliessung ist für Heinrich nicht nur Sicherung der Thronfolge, sondern auch politisches Kalkül. Er heiratet die Rheinländerin Anna von Kleve, trennt sich aber rasch wieder. Ihre Nachfolgerin Katharina Howard lässt der König wegen angeblichen Ehebruchs hinrichten. Als sechste, letzte Gattin wählt er seine Cousine Katharina Parr. Die Königin ist ein Glücksfall für Elisabeth; die Stiefmutter erweckt in ihr das Interesse für die Lehren der Reformation, die ja auch zum Credo ihrer Mutter Anne gehörten.

Nach dem Tod Heinrichs 1547 und der Inthronisation seines erst neunjährigen Sohnes Edward kommt Bewegung in das Postengeschacher am Hof. Edwards Onkel, Edward Seymour, Bruder von Jane Seymour, sichert sich im Kronrat den zentralen Posten des Lord Protector, die Vormundschaft über den unmündigen Herrscher. Sein jüngerer Bruder Thomas wird Lord High Admiral, Chef der Marine. Beide gehören als Geschwister der früheren Königin Jane zur royalen Familie und bringen sich jetzt, nach dem Tod des übermächtigen Königs, in Stellung, um ihre Macht auszubauen.

Macht verführt zum Missbrauch. Thomas Seymour ist ein Liebling der Frauen, hochgewachsen und gutaussehend. Ohne den Kronrat zu informieren, heiraten die verwitwete Königin und der zum Baron Seymour of Sudley Aufgestiegene. Ein Skandal, zumal Catherine Parr ihren Ehemann sofort in ihre Residenz Chelsea Manor aufnimmt. So wird der schöne Thomas zum Vormund der attraktiven Elisabeth, der er sofort verfällt. Kaum zu glauben, aber auch die «me too»-Debatte findet in der Vita Elisabeths ein frühes Exempel, das am Ende zum Sturz Seymours führen wird.

Der sextolle Thomas verschafft sich den Schlüssel zu den Schlafgemächern der Fünfzehnjährigen und verfolgt sie bis ins Bett. Catherine, die sich an diesen Spielen beteiligt, weil sie die Nachstellungen ihres Gatten für harmlose Spässe hält, begreift schliesslich, dass das junge Mädchen dabei ist, ihren Platz als Tudor-Erbin in der Thronfolge zu gefährden.

Literatur-Extra

- 50 **Thomas Kielinger**
Vita von Königin Elisabeth I.
- 52 **Tom Zürcher**
Erfolg aus heiterem Himmel
- 53 **Klassiker «Der Stumme»**
- 55 **Katja Oskamp**
Seele der Ostdeutschen
- 56 **Elias Canetti**
Wunschdenken und Phantasie
- 58 **Knorrs Krimis**
- 58 **Quentin Mouron**
Tarantino der Schweizer Literatur
- 58 **Stieg Larsson**
Ende der «Millennium»-Krimis
- 59 **Sprache Vom Wind**



«Kein Geld für Krieg»: Königin Elisabeth I.

Nach Catherines Kindbetttod geht Seymour aufs Ganze: Er wird die mögliche Thronerbin Elisabeth heiraten! Sein unbändiger Ehrgeiz bringt ihn dazu, den jungen König Edward VI. aus dessen Palast Hampton Court zu entführen, ein Hochverrat. Das Vorhaben fliegt auf, und der Kidnapper wird in den Tower geworfen. Vom Kronrat zum Tod verurteilt, wird Thomas Seymour am 20. März 1548 hingerichtet.

Scheitern von Ehrgeizlingen

Das Ende Seymours wird auch Elisabeth gefährlich. Hat sie von seinen Absichten gewusst? War sie am geplanten Sturz Edwards beteiligt? Doch Elisabeth übersteht alle Verhöre, nichts sei aus ihr herauszuholen, klagt ihr Befrager. Sie habe

einen «scharfen Verstand». Dieser wird die spätere Königin an vielen Wendepunkten ihres Lebens leiten. Zu ihrem Wahlspruch wird «Video et taceo» – ich sehe und schweige.

Als Elisabeth neun Jahre später, im November 1558, wider aller Erwartung doch auf den Thron gelangt, obwohl man sie wegen angeblicher Verschwörung gegen ihre katholische Halbschwester Mary zeitweilig in den Tower wirft, tritt sie ihr Amt mit einer Reihe von einschneidenden Erfahrungen an, die ihre Herrschaft prägen werden. Sie hat das gewaltsame Ende der Ehefrauen ihres Vaters vor Augen, den frühen Kindbetttod von Jane Seymour, sexuelle Nachstellungen, Verschwörungen, eigene Gefährdungen und Todesängste. Sie hat auch das Scheitern von

Ehrgeizlingen wie Thomas Seymour und anderer erlebt. So beschliesst sie, sich mit dem Heiraten und Kinderkriegen viel Zeit zu lassen. Eigentlich will sie es nicht, und das bekommen die zahlreichen Bewerber um ihre Hand auch zu spüren. Die «jungfräuliche Königin» verweigert sich, um die Männer aus politischem Interesse gegeneinander auszuspielen. Dass sie damit die für das Land wichtige Thronfolge gefährdet, weiss sie, setzt aber wie immer auf ihre angeborene Fortune.

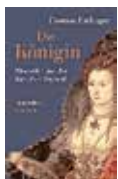
Was sind die Leistungen dieser schwer durchschaubaren Herrscherin, die man mit einer gewissen Entscheidungsschwäche in Verbindung gebracht hat, weil sie die direkte Auseinandersetzung, vor allem den Krieg, scheute – trotz des

glänzenden Sieges über die spanische Armada? Obwohl Protestantin, unterstützte sie den Aufstand der Niederlande gegen das katholische Spanien nur halbherzig. «Peace first», lautete ihr Motto. Und: «Kein Geld für Krieg!» Elisabeth bevorzugte die Diplomatie, zumal sie – oft gegen die Männer – davon überzeugt war, dass man von England aus keinen Landkrieg in Europa gewinnen könne. «Im Tiefsten ihrer Seele war sie Pazifistin», schreibt ihr Biograf.

Thomas Kielinger rühmt die Kompromissfähigkeit der Königin, ihre Gabe der Versöhnung von Gegensätzen, was England den Glaubenskrieg erspart hat: «In der Tugendlehre des Politischen gebührt dieser Frau ein herausragender Platz.» Ihre grösste Konkurrentin, die schottische Königin Maria Stuart, lässt sie allerdings vom Geheimdienst in eine Falle locken, zaudert aber monatelang, den Vollstreckungsbefehl zur Hinrichtung ihrer Cousine zu unterschreiben. Man darf also fragen, ob ihr Lavieren weniger eine politische Tugend als opportunistisches Kalkül gewesen ist. War Elisabeth nur eine Jongleurin der Legitimität, die sich durch ihr Pochen auf die Prärogative, auf ihre Vorrechte als Königin, unangreifbar zu machen suchte? Thomas Kielinger lässt nicht nur an dieser Stelle eine durchaus sympathische Ambivalenz erkennen und nennt dieses Versteckspiel «Kalkül der Macht, das sich mit Gesten der Zuneigung, ja der Liebe, nur maskierte».

Können sich die «Brexiters» mit gutem Recht auf Elisabeth und ihre frühe Politik der *splendid isolation* berufen? Ist das berühmte Elisabeth-Zitat («Ich weiss, dass ich zwar den Leib eines schwachen, kraftlosen Weibes habe, dafür aber Herz und Mark eines Königs, [...] und ich kann nur darüber lachen, dass Parma oder Spanien oder irgendein Herrscher Europas es wagen sollte, die Grenzen meines Reiches zu überschreiten») wirklich auf das Verhältnis von Grossbritannien zur Europäischen Union anwendbar? Und von wem stammt das folgende Zitat, das geradezu als Slogan der Brexit-Befürworter gelten könnte: Grossbritannien werde nie zu den «Vereinigten Staaten von Europa» gehören, «denn wir haben unsere Träume und Aufgaben. Wir stehen zu Europa, gehören aber nicht dazu; wir sind verbunden, aber nicht umfasst; wir sind interessiert und assoziiert, aber nicht absorbiert; wir gehören zu keinem einzelnen Kontinent, sondern zu allen.»

Nein, das ist nicht die Stimme von Boris Johnson, des amtierenden Premierministers, Churchill-Biografen und Brexiteer. Das sagte Churchill 1930 mit der ihm eigenen Entschiedenheit. Ohne Zweifel elisabethanisches Erbe.



Thomas Kielinger: Die Königin – Elisabeth I. und der Kampf um England. C. H. Beck. 375 S., Fr. 39.90

Karrieren

Nach oben gespült

Als Schriftsteller war er bisher erfolglos. Nun ist Werbetexter Tom Zürcher plötzlich für den Deutschen Buchpreis nominiert, als einziger Schweizer. Er staunt selber darüber. Von Rico Bandle

Es tönt wie ein Geständnis: «Meine Bücher verkaufen sich fast nur an der Buchvernissage, sonst nicht», sagt Tom Zürcher. Konkret heisst das: Sein letzter Roman, «Der Spartaner», ging insgesamt 200-mal über den Ladentisch, inklusive der achtzig Exemplare, die er an der Buchvernissage vorwiegend an Freunde und Bekannte verkaufte.

Der glatzköpfige Autor wirkt eher schüchtern, schaut einem im Gespräch selten in die Augen. «Ich bin froh, wenn meine Bücher keine grosse Aufmerksamkeit erhalten, das würde mich beim Schreiben beeinträchtigen», sagt er, der hauptberuflich als Werbetexter arbeitet.

Reibung mit der Gegenwart

Meint er das ernst? Wenn ja, müsste ihm die überraschende Nomination seines Romans «Mobbing Dick» für den Deutschen Buchpreis ungelegen kommen. «So ist es doch nicht. Ich bin auch lob- und geltungssüchtig. Sonst würde ich die Bücher gar nicht veröffentlichen.»

Der Roman handelt vom Studienabbrecher Dick, der noch immer bei den Eltern wohnt und als Hilfsassistent bei einer Bank anheuert. Anfangs erinnert das Buch an Martin Suters «Business Class»: Es geht um Ränkespiele,

«Es ist ein Rennen gegen das Bankkonto. Ist es leer, muss das Buch fertig sein.»

Hierarchien, Angebereien. Je länger, desto stärker spürt man, dass hier irgendetwas faul ist. Jede Figur scheint etwas zu verbergen zu haben, alle sind ständig von der Furcht begleitet, aufzufliegen, selbst wenn es keinen Anlass dazu gibt. Es ist eine Geschichte mit doppeltem Boden, ein raffiniertes Konstrukt, das den Leser bis zum Schluss in Atem hält.

Die Handlung ist zwar 2016 angesiedelt, die Bank allerdings funktioniert noch wie in den 1980er Jahren. Die Computerisierung steht erst am Anfang, vieles wird noch von Hand gemacht. Es gibt einen geheimnisvollen «Vreneli-Code», der die Anonymität der vermögenden Kunden gewährleistet. Die Mitarbeiter tragen noch Titel wie «Handlungsbevollmächtigter» und «Prokurist». Umso grösser ist die Reibung mit der Gegenwart. Was sich jahrzehntelang bewährt hat, gerät auf Druck der USA ins Wanken, das Geschäft bricht langsam auseinander.



Bitterböse Satire: Autor Zürcher.

Und mittendrin steht Dick, der die Stelle eigentlich nur angetreten hat, um sich von seiner Familie loszulösen; einer Familie notabene, die sich als ebenso verlogen und falsch herausstellt wie sein Arbeitsort.

Kaum hat sich Dick endlich vom Elternhaus befreit, ist er in der Bank gefangen. Dick wird paranoid, startet als «Mobbing Dick» seinen Rachefeldzug – gegen die Bank, gegen die Familie, gegen alle, auch gegen sich selbst.

Es ist eine aberwitzige Story, die der Autor erzählt. Immer, wenn man das Gefühl hat, schlimmer könne es nicht kommen, tut sich ein neuer Abgrund auf. Der sanftmütige Dick, der wegen seines Namens stets gemobbt wurde, der selber aber niemandem etwas antun konnte, entwickelt sich zum Monster. Und dies in einem Irrenhaus von einer Bank, wo zwar alle stets beschäftigt sind, aber doch niemand richtig arbeitet.

Brotberuf, der nicht wehtut

«Mobbing Dick» ist eine bitterböse Satire, temporeich und messerscharf. Kurz: ein würdiger Kandidat auf der Liste der zwanzig besten deutschsprachigen Neuerscheinungen. Mit einer kleinen Einschränkung: Bereits der Titel ist ein Kalauer, und auch im Buch reiht sich Pointe an Pointe. Hier dringt

der Werbetexter durch, im Roman wäre etwas weniger davon mehr gewesen.

Hört man sich unter hiesigen Werbern um, so ist von Tom Zürcher nur Positives zu hören. Er gilt als herausragendes Talent, als Einzelgänger, der sich von jeglicher Szene fernhält. Er ist weder Mitglied des Art Directors Club noch des Schweizer Autorenverbandes. Welche bekannten Werbesprüche von ihm stammen, dürfe er nicht verraten, da er als Selbständiger hauptsächlich im Auftrag grosser Agenturen arbeite. «Diese wollen nicht, dass der Kunde erfährt, dass der Slogan von einem freien Texter und nicht von ihnen stammt.»

Werbetexter sei für ihn bloss ein Brotberuf. «Einer, der nicht weh tut.» Er arbeite nur so viel, bis er wieder genug Geld habe, um sich einem neuen Buch zu widmen. An «Mobbing Dick» hat er ganze zwei Jahre geschrieben. «Es ist ein Rennen gegen das Bankkonto. Ist es leer, muss das Buch fertig sein.» Fördergelder beantragt hat er noch nie. «Weshalb sollen andere für mich bezahlen?»

«Der unentdeckteste Schriftsteller»

Als «Mobbing Dick» im Juni dieses Jahres herauskam, passierte dasselbe wie bei seinen vorangehenden zwei Romanen: nichts. In den Zeitungen erschien keine einzige Rezension, in den Buchhandlungen fand man den Roman, wenn überhaupt, bloss versteckt. Doch dann erschien plötzlich eine hymnische Besprechung beim deutschen Radiosender Deutschlandfunk. Rezensent war der renommierte Berliner Literaturkritiker Jörg Magenau, seines Zeichens Jurypräsident des Deutschen Buchpreises. Eine Woche später wurde die Nomination von Zürchers Roman bekanntgegeben. Magenau sagt auf Anfrage, er sei erst durch seine Tätigkeit als Juror auf Zürcher aufmerksam geworden. Mehr will er über das Auswahlverfahren nicht sagen.

Seither hat sich für Tom Zürcher vieles geändert. Plötzlich kommen Bestellungen aus Deutschland, der Verlag druckt demnächst die zweite Auflage. Die Selbstbezeichnung, mit der Zürcher stets kokettierte, ist nun definitiv Vergangenheit: dass er der «unentdeckteste Schriftsteller» der Schweiz sei.



Tom Zürcher:
Mobbing Dick.
Salis. 288 S., Fr. 33.90

Schweizer Klassiker

Last eines Sohnes

Mit dem Roman «Der Stumme» gab Otto F. Walter 1959 einer sprachlosen Generation eine schreiende Stimme.

Von Christoph Mörgeli

Er kämpfte um die Liebe und Anerkennung eines übermächtigen Vaters. Dieser war gutbürgerlicher Nationalrat und Inhaber eines katholisch-konservativen Verlags in Olten. Nach acht Töchtern, darunter die Lyrikerin Silja Walter, ruhten viele väterliche Hoffnungen auf dem Stammhalter. Otto Friedrich Walter (1928–1994) wurde zunächst brav Klosterschüler, Offizier, Buchhändler und Verleger im väterlichen Geschäft. Doch sein berühmter Erstling bedeutete radikale Distanzierung, schroffe Emanzipierung, ja zornige Auseinandersetzung mit dem Vater-Sohn-Thema. «Der Stumme» wurde nach seinem Erscheinen zu den bedeutendsten Romanen der deutschsprachigen Nachkriegsliteratur gezählt – und erwies sich als tragfähig genug, um es zu bleiben.

Einem Bautrupp im herbstlich trüben Jura schliesst sich der stumme Hilfsarbeiter Lothar Ferro («Loth») an. Er weiss unter den zwölf abgesehen lebenden Arbeitern seinen Vater. Loth musste als Kind miterleben, wie dieser Trunkenbold im Affekt die Mutter umbrachte. Dabei verlor er seine Sprache. Die eingblendete Vergangenheit erinnert an die Verhältnisse einer miesen Kindheit. Der Vater schlägt sich als Hausierer durch, der seine Waren mit dem Motorrad von Haus zu Haus schleppt. Er nimmt den Sohn mit, der ihn trinken, huren und prügeln sieht. Nach der Entlassung des heruntergekommenen Alten aus dem Gefängnis findet ihn Loth im zwölfköpfigen Strassenbautrupp. Er wird nicht erkannt, führt aber als Erkennungszeichen einen Motorradschlüssel mit sich, den er dem betrunkenen Vater einst abgenommen hat und der die Erinnerung sofort wiederherstellen würde.

Vater Ferro – nicht nur ein Totschläger, sondern auch ein Dieb – klaut einen Benzinkanister. Der Verdacht fällt auf den Sohn, der zur Strafe die letzte, gefährlichste Sprengung vornehmen muss. Jetzt erst erkennt der Vater das Sohnesopfer, hastet zum Sprengplatz und wird vom niederprasselnden Sprengschutt erschlagen. In Schuld und Sühne treffen, erkennen und vereinen sich die beiden. Das jahrelange Schweigen des Sohnes wird zerrissen mit dem ersten, erschütternden Wort: «Vater!»

Die von Otto F. Walter souverän, knapp und neuartig inszenierte Geschichte des «Stummen», die sich in einem Schrei entlädt, beendete mit einem Schlag die gesellschaftlich und politisch lähmenden fünfziger Jahre. Die Sechziger sollten Umbruch, Aufbruch, auch Abbruch bringen. Walters Literatur war anders



Vereint in Schuld und Sühne: Schriftsteller Walter.

in Erzählton, Sprachwucht, vibrierendem Klang, Wortwahl, Ambiente. Eine stumme Figur als Romanmittelpunkt erforderte eine Art stummes Sprechen. Im gleichen Jahr, 1959, sollte Günter Grass mit seiner «Blechtrommel» die Nachkriegsliteratur in Deutschland umpflügen.

«Der Stumme» wurde 1976 unter der Regie von Gaudenz Meili unter anderem mit Hanna Schygulla erfolgreich verfilmt. Otto F. Walter gehörte zu den Mitbegründern der Solothurner Literaturtage und der progressiven Gruppe Olten, die sich statutarisch dem Sozialismus verschrieb. Als es 1992 um die Frage der politischen Zukunft der Schweiz in Europa ging, sprach sich Walter nach fragendem Ringen und sorgfältigem Abwägen für ein Nein zum EWR aus. Dies machte ihn bei den Genossen und unter den Schriftstellerkollegen jäh zum Aussen-seiter. Der Schöpfer von grossartiger Sohnesliteratur hatte zeitlebens etwas Jugendliches an sich. Er starb als Gentleman, der sein Leben lang nach dem Guten und nach echter Liebe gesucht hatte, mit 66 Jahren an Lungenkrebs.



Otto F. Walter: Der Stumme.
Rowohlt. 9. Aufl., 2012. 184 S.

Jetzt herunterladen!

Die neue Weltwoche-App

Schnellerer Download, bessere Grafik, mehr Bilder.

Die andere Sicht, ab sofort noch mobiler und überall verfügbar.



Holen Sie sich hier die neue App:





Milieustudie über einen exotischen Menschenschlag.

Gesellschaft

Freude am Hallux

Die Berliner Schriftstellerin Katja Oskamp erklärt ihren Lesern die Seele der Ostdeutschen aus der Perspektive einer Fusspflegerin. Sehr witzig. Von Rolf Hürzeler

Füsse spiegeln den Lebenslauf des Menschen wider. Im Fall der Kundin Gerlinde Bonkat keinen sehr glücklichen: «Am linken Fuss leuchtet rot ein ausgeprägter Hallux valgus wie eine überreife Knolle.» Frau Bonkat musste nach dem Krieg als ostpreussisches Kind in den Westen flüchten. Sie war eine Kämpferin und konnte sich alleine durchs Leben schlagen. Als einzigen Luxus leistet sie sich nun im Alter regelmässige Besuche bei der Fusspflegerin.

Kundin Bonkat ist eine der regelmässigen Besucherinnen eines Fusspflegestudios in einem Plattenbau am Rand von Berlin. Hier geht die Ich-Erzählerin ihrer verantwortungsvollen Arbeit nach. Denn diese bedeutet neben dem

Hornhaut-Hobeln vor allem Zuwendung für ihre Kundschaft. Fast alle sind gebeutelt vom Leben – Fusspflege als Sozialarbeit.

Das ist der Stoff des Erzählbandes «Marzahn, mon amour – Geschichten einer Fusspflegerin» der deutschen Schriftstellerin Katja Oskamp. Die 49-jährige Berlinerin hat bisher einen Erzählband sowie zwei Romane geschrieben, und jetzt ist also die Milieustudie aus dem Plattenbau der ehemaligen DDR-Siedlung Berlin-Marzahn herausgekommen.

Wie immer in solchen Fällen stellt sich dem Leser die Frage, wie viel von der Autorin selbst in diesen Geschichten steckt, zumal sie seit vier Jahren tatsächlich berufsmässig Füsse

pflegt. Oskamp sagt im persönlichen Gespräch: «Das alles bin ich, und das sind meine Kunden, so wie ich sie sehe.» Die Geschichten hätten sich nach und nach während der Fusspflegearbeit ergeben. Die Stammkunden erzählen ihr Leben anscheinend als Fortsetzungsroman, so dass sich daraus für die Füsse knetende Autorin eine Geschichte ergibt.



Autorin Oskamp.

Kein Widerspruch

Natürlich überzeichnet die Autorin ihre Charaktere, aber als Prototypen von Mitbürgern, die einem im östlichen Deutschland begegnen, eignen sie sich alleweil. Da ist beispielsweise Herr Pietsch, ein ehemaliger Genosse und DDR-Funktionär, der nun in die Jahre gekommen

ist. Mit ihm meinte es das Schicksal nach der Wende 1989 ganz schlecht: «Nicht nur die Ehe des Herrn Pietsch, sondern auch die DDR lag in den letzten Zuckungen», heisst es im Buch. Ohne den Arbeiter- und Bauernstaat war Herr Pietsch ein gesellschaftliches Nichts, und ohne Frau plagten ihn sexuelle Nöte. Da lag eine diesbezügliche Anfrage seinerseits bei der Fusspflegerin nahe: «Er lässt nicht locker. Ich sei nicht dumm und hätte eine «aeroudische» Ausstrahlung. Ich lehne nochmals ab...», schreibt die Autorin. Ex-DDR-Funktionäre mögen nun mal Widerspruch nicht.

Die Ich-Erzählerin behält bei zudringlichen Begegnungen stets die Contenance. Sie ver-

liert selbst beim Füsseschaben von Meckerern und Nötlern nicht die Geduld. So sagt Oskamp über ihre Kundenbeziehungen: «Ich arbeite in einem Servicebetrieb, da muss ich mit den Menschen grosszügig sein, auch wenn sie schwierig sind.» Übel zugerichtete Füsse, die lange Zeit kein Wasser gesehen haben, vermögen sie nicht aus der Ruhe zu bringen: «Ekel spüre ich kaum je. Das geht den meisten Menschen im Gesundheitswesen so.» Wichtig seien ihre guten Hände, damit nicht zu viele Kundenzehen als blutige Stummel endete.

Mitunter kippen die Charaktere in Karikaturen, etwa bei der Beschreibung des Herrn Paulke, der in den schönen DDR-Zeiten in einer volkseigenen Speditionsfirma gearbeitet hatte: «Jedes Mal, wenn ich Herrn Paulke wieder sah, war er an einer anderen Stelle reparaturbedürftig», heisst es. Der Mann litt sogar an Krebs, steckte den Schicksalsschlag aber gelassen weg. Ostdeutsche sind nicht eben zimperlich.

Wer glaubt, jede sei eine geborene Fusspflegerin, täuscht sich. Dahinter steckt eine kleine Wissenschaft, in die man sich einarbeiten muss. So gönnt die Autorin ihrer Leserschaft einen Einblick in die harte Ausbildung der Branche: «Wir verwechselten Krallen- mit Hammerzehen, Haut- mit Eckenzangen, Desinfektionslösungen mit Alkohol.» Die Schülerinnen bearbeiteten einander die Füsse gegenseitig: «Manchmal musste eine verarztet werden. Wir verziehen uns alles.»

Aber warum nur arbeitet die Schriftstellerin Oskamp als Fusspflegerin? Vom Schreiben kann sie nicht leben. Nach einem Misserfolg besuchte sie einen einschlägigen Kurs, denn ein Leben als Sekretärin kann sie sich nicht vorstellen: «Büro ist doof», sagt sie. Sie wolle was Praktisches mit einem «super Vorher-nachher-Effekt», etwa in der Form einer fein geschrubbten Fusssohle, so weich wie ein Baby-Po.

Man weiss, dass die Osis anders sind als der Rest der Welt. Aber wie sie genau sind, wissen die wenigsten; zumal hierzulande kaum jemand ehemalige DDR-Bürger kennt. Katja Oskamp bringt einem mit dieser Milieustudie den exotischen Menschenschlag näher. Im Einzelfall gehen einem die Figuren sogar so sehr zu Herzen, als hätte man persönlich Bekanntschaft mit ihren Füssen gemacht.



Katja Oskamp: Marzahn, mon amour – Geschichten einer Fusspflegerin, Hanser Berlin. 143 S., Fr. 24.90

Wunschdenken und Phantasie

Ein beträchtliches Stück von Elias Canettis Autobiografie ist wohl fingiert. Trotzdem – oder darum – ist sie höchst lesenswert, gerade jetzt, 25 Jahre nach dem Tod des Nobelpreisträgers. *Von Kurt Steinmann*

Von Staunen erfüllt, preist Augustinus im zehnten Buch seiner «Confessiones» das Wunder des Erinnerungsvermögens: «Gross ist die Macht meines Gedächtnisses, gewaltig gross, o Gott, ein Inneres, so weit und grenzenlos. Wer ergründet es in seiner ganzen Tiefe?» Auch Canettis Gedächtnis war von einer ungeheuren Kraft, einzelne, jahrzehntelang zurückliegende Ereignisse, Gesten und Worte vermochte er sich exakt zu vergegenwärtigen. Allerdings hatte ich bei der Lektüre seiner drei autobiografischen Bände den nicht zu beweisenden Eindruck, dass die bis ins kleinste Detail und in den einzelnen Wortlaut hinein tradierten Vorkommnisse ein schönes Stück weit fingiert und fabuliert sein mussten.

Was ist Fiktion?

Diesen Eindruck finde ich bestätigt in dem 2005 von Werner Morlang herausgegebenen Sammelband «Canetti in Zürich, Erinnerungen und Gespräche» (Nagel & Kimche). Paul Nizon hat Canetti gegenüber bekannt, dass er seine Erinnerungsbücher fast nicht lesen könne, weil sie ihm unglaubwürdig vorkämen, was Canettis heftigen Widerspruch herausforderte. Und Felix Philipp Ingold weist nach, dass sich Canettis Begegnungen mit Isaak Babel zum grossen Teil aus «Wunschdenken und Phantasie» gespeist haben müssen. Ein Beispiel: Babel hatte sich im Herbst 1928 auf der Durchreise von Frankreich nach Russland nachweislich lediglich für zweieinhalb Tage in Berlin aufgehalten. Canetti aber bestand im Gespräch mit Ingold darauf, er habe Babel «in Wirklichkeit» über zwei Wochen hin täglich getroffen, habe ihn auf Stadtrundgängen begleitet, habe mit ihm viele Stunden im Wirtshaus verbracht. Was ist bei Canetti Fiktion, was Dokumentation?

Der erste Teil von Canettis Lebensgeschichte, «Die gerettete Zunge» (1977), behandelt die Kindheit und Jugend bis 1921. Das Buch schliesst mit einem furchtbaren Gespräch: Die Mutter vernichtet den jungen Elias, indem sie ihn einen hochmütigen, selbstzufriedenen, ahnungslosen Schwätzer schimpft, der nach fünf idyllischen Zürcher Jahren (1916–1921) endlich dem wirklichen Leben, fern von welt-

fremder Büchersucht, ausgesetzt werden müsse. Canetti hat die Übersiedlung nach Frankfurt (1921–1924) als gewaltsamen Riss, als Vertreibung aus dem Paradies empfunden.

Der zweite Teil der Erinnerungen umfasst Canettis Leben vom 16. bis zum 26. Jahr. Bei dem 1980 unter dem Titel «Die Fackel im Ohr»



Er galt als schwieriger, eitler und jähzorniger Mann: Elias Canetti.

erschiedenen Band handelt es sich um den wichtigsten Teil der lebensgeschichtlichen Trilogie (Teil drei ist 1985 unter dem Titel «Das Augenspiel» herausgekommen), behandelt er doch die prägendste Zeit des Philosophendichters.

Canettis bedeutendstes Erlebnis während der Frankfurter Jahre war die Begegnung mit dem Gilgamesch-Epos in einer öffentlichen Lesung. Aus dem Epos erschliesst sich für ihn die Wirkung des Mythos. Und am Schmerz des Gilgamesch entzündet sich, wie später an der

Betrachtung von Brueghels «Triumph des Todes», seine lebenslange Empörung gegen den Tod. Von seiner Tod-Feindschaft gegen den Tod wird Canetti sein Leben lang noch hartnäckiger besessen sein als von der Problematik von Masse und Macht: «Schliesslich, und am besessensten, ist es der Tod, den ich nicht anerkennen kann, obwohl ich nie von ihm absehe, den ich bis in seinen letzten Schlupfwinkel aufstöbern muss, um seine Anziehung und seinen falschen Glanz zu zerstören.» Doch auch ihn holte der Tod ein – im August 1994.

Immer wieder war der Dichter mit dem Tod seiner Liebsten konfrontiert worden: 1912 stirbt sein Vater einen jähen Herztod – ein traumatisches Erlebnis, das ihn lebenslang schmerzlich prägte –, 1937 seine Mutter, 1963 seine wunderbare Frau Veza Taubner, 1988 seine zweite Frau Hera Buschor.

Masse und Macht

Die Jahre nach dem Abitur in Frankfurt (1924–1931) verbringt Canetti in Wien. Er studiert ohne Interesse Chemie und promoviert. Nicht die Wissenschaft zählt für ihn, sondern die Erfahrung von Menschen, von seltsamen, erschreckenden, rührenden Menschen, die in einem bunten Reigen dem Leser vor Augen treten. Hätte sich Canetti mit der Vorführung dieses Panoptikums brueghelscher Figuren begnügt, so wären seine Aufzeichnungen wohl interessant, aber nicht bedeutend geworden. Bedeutung erlangen sie erst durch das Aufspüren der Keimzellen der beherrschenden Themen seines Werks und durch die Begegnung mit den Kunstgrössen seiner Zeit.

Die wichtigste Arbeit Canettis ist «Masse und Macht» (1960). Zum ersten Mal hatte er das Erlebnis von Macht anlässlich einer Protestdemonstration gegen die Ermordung Walther Rathenaus (1922). Bald danach, nach einem mystischen Massenerlebnis, machte er sich an die Beschreibung: Mit der Kritik an Sigmund Freuds «Massenpsychologie und Ich-Analyse», das ihm völlig unzulänglich erschien, begann der Zwanzigjährige mit der Erforschung des Phänomens, das ihn 35 Jahre beschäftigen sollte. Und noch einmal erfuhr

Canetti modellhaft Masse, als er sich am 15. Juli 1927 dem Zug erbitterter Arbeiter hin zum Wiener Justizpalast anschloss (dessen Brand abgewandelt im Roman «Die Blendung» auftauchen wird). Der Bericht über diesen Wutsturm der Massen ist so atemberaubend und mitreissend, dass man ihn zu den grossartigsten Seiten deutscher Prosa zählen darf. Auch die Entstehung der «Blendung» wird skizziert, ein für die Liebhaber dieses monströs-vollkommenen Romans besonders aufschlussreicher Teil.

«Höhepunkte des Daseins»

Die intellektuelle Welt Wiens stand im Banne von Karl Kraus. Seine Lesungen waren «triumphale Affären, Höhepunkte des Daseins». Er war der literarische Scharfrichter; was er mit dem geschliffenen Schwert seiner Anklage angriff, war vernichtet. Auch Canetti verfiel Kraus mit Leib und Seele, *Die Fackel*, die Zeitschrift des «Gottes», versengte sein Ohr. Kraus' Urteil war für ihn unbezweifelbares Gesetz.

Dieser unbedingte Glaube wurde erst nach Jahren erschüttert, auch wegen dessen Freundschaft mit Bertolt Brecht, den Canetti wegen seiner «proletarischen Verkleidung» und seiner herrschsüchtigen und zynischen Art nicht mochte. Ihn, wie fast alle Berühmtheiten der Kunst, lernte er 1928 während eines dreimonatigen Aufenthalts in Berlin kennen. Besonders nah kam Canetti dem satyrhaften George Grosz, dessen erschreckende Zeichnungen aus der «Ecce Homo»-Mappe ihn tief berührten, sowie dem lauterem, schweigsamen Babel, der ihn das Sehen lehrte. Wer die Turbulenz und Unbedenklichkeit, die Chaotik, das schrille Getöse und das Scharfe und Ätzende der Atmosphäre aus Berlins vergangener Glanzzeit spüren will, wird hier bei Canetti auf seine Rechnung kommen.

Enzyklopädisch wissbegierig war er vom Wunsch erfüllt, alles zu erfahren und sich alles anzueignen, was es an Wissenswertem auf der Welt gibt. Er sprach das seltsam fern klingende, herrliche Wort aus von der «Würde des Lernens». Das «Erlernen von Menschen» wurde ihm, durch Babel angeleitet, zu seiner lebenslangen Passion. «Tot werde ich sein, wenn ich nicht mehr höre, was mir einer von sich erzählt.»

Liebevoll und jähzornig

«Ich bin kein ausgeklügeltes Buch, ich bin ein Mensch in seinem Widerspruch», bekennt Ulrich von Hutten bei C. F. Meyer. Dieser Satz trifft auf Canetti exakt zu. Grosszügig, empfindsam und liebevoll, lebenslang engagierter Anwalt der Gerechtigkeit, unbeirrbar in seinem literarischen Urteil, selbst in der Stunde seines grössten Triumphs, bei der Entgegennahme des Literaturnobelpreises 1981, um seine Dankeschuld wissend: In seiner Dankesrede würdigte Canetti jene Dichter aus dem österreichi-

schon Kulturkreis, die ihn beeinflusst hatten: Karl Kraus, Franz Kafka, Robert Musil und Hermann Broch. Er betonte, dass er die Auszeichnung stellvertretend für diese vier Schriftsteller entgegennahme, an die der Nobelpreis nicht verliehen worden war.

Kraus gegenüber bezeugte er bedingungslose Gefolgschaft (bis zum Bruch), dem Lyriker Abraham Sonne kritiklose, fast religiöse Ergebenheit. Aber auch die dunklen Seiten sind nicht zu verkennen: Er galt als schwieriger, eitler und jähzorniger Mann, der sich anderen gegenüber bösartig und herzlos verhalten konnte. Hilde Spiel nannte ihn eine «wirkliche Giftspritze». Mit der ehelichen Treue nahm er es nicht so genau. Die grossartige Vezza, ohne deren Ermutigung und tatkräftigen Einsatz sein Werk nie gelungen wäre, musste vieles erdulden. Aus dem erwähnten Sammelband «Canetti in Zürich» und insbesondere aus der umfassenden Arbeit von Sven Hanschek («Elias Canetti», Carl-Hanser-Verlag) treten die Fakten und Fiktionen des Dichters und die Bedeutung seines Werks plastisch vor Augen.

Was bleibt

Canetti war sich nicht sicher, «ob er in zwanzig, dreissig Jahren noch gelesen werde». Diese Spanne Zeit ist nun erreicht, und er wird in unseren Tagen gelesen und diskutiert. Was bleiben wird: «Die Blendung» (1936), die grotesk zugespitzte Parabel von der Macht des Kleinbürgers und der Ohnmacht des Intellektuellen, «Masse und Macht» (1960) und die «Stimmen von Marrakesch. Aufzeichnungen nach einer Reise» (1968). Auch «Der Ohrenzeuge» (1974), Charakterporträts in der Nachfolge Theophrasts und Jean de La Bruyères, immer noch zu Unrecht unterschätzt, worauf Peter von Matt zutreffend hinweist, dürfte dem Vergessen entgehen. Und bleiben werden die Bände der «Aufzeichnungen». Seine drei Dramen werden wohl vergessen werden.

Der grösste Teil von Canettis Nachlass befindet sich auf seinen Wunsch hin in der Zentralbibliothek Zürich. Der grösste Teil seines Nachlasses (Entwürfe, Aufzeichnungen und die etwa 20 000 Bände umfassende Bibliothek) steht der Forschung zur Verfügung, doch einen bestimmten privaten Teil (Canettis Tagebücher, grosse Teile der Briefkorrespondenz) hat Canetti für dreissig Jahre nach seinem Tod gesperrt – dieser Teil darf also erst ab 2024 eingesehen werden. Wir sind gespannt.

Die Bücher von Elias Canetti sind im Fischer- und im Hanser-Verlag erschienen. Zürich nannte er «die Stadt, die mir die liebste aller Städte ist». Hier besuchte er von 1917 bis 1921 das Realgymnasium Rämibühl, hier lebte er grösstenteils von 1972 bis zu seinem Tod am 14. August 1994. Er ist auf dem Friedhof Fluntern beigesetzt.

Jazz

The Warm Sound of Franco Ambrosetti

Von Peter Rüedi

Manchmal steckt im Klischee auch die Wahrheit. Franco Ambrosetti, der Tessiner Trompeter, heisst in jedem zweiten Beitrag über ihn «der Grandseigneur des europäischen Jazz». In sozusagen jedem wird auf seine Doppelseite als Jazzmusiker und als Unternehmer hingewiesen, meist mit säuerlichem Unterton, weil für die Jazzpolizei nicht sein kann, was nicht sein darf. In jedem dritten Artikel über Franco Ambrosetti wird ein Statement von Miles Davis aus einem Interview über die Grenzen weisser Jazztrompeter zitiert. Eine Ausnahme gebe es, am Berliner Jazzfestival habe er, Miles, Ambrosetti gehört: «He can play his ass off. If I was picking a trumpet player, I would pick him. He can play anything.» Mit beidem geht Franco Ambrosetti souverän gelassen um, in seiner Autobiografie «Zwei Karrieren – ein Klang» (Dohr-Verlag) und auch sonst. Er braucht keinen Lorbeer, nicht einmal den vom grossen Miles.

Als Trompeter künstlerisch gross geworden im Nachhall des Bebop (Fats Navarro, Clifford Brown), ist er zu immer grösserer Sparsamkeit gereift, einer hinter scheinbarer Beiläufigkeit getarnten Brillanz. Die halbe Trompetentradition der Jazzgeschichte schwingt in seinem inspirierten logischen, unangestregten, melodisch austarierten Spiel mit. Eine Anekdote will, dass ihn Charles Mingus nach einer Jam-Session 1964 für den erkrankten Johnny Coles engagieren wollte. Von Coles gibt es ein einziges Blue-Note-Album: «The Warm Sound». Der Titel könnte gut auch der von Ambrosettis jüngstem Album, «Long Waves», sein, das er vergangenen Januar mit einer Allstar-Gruppe in New York einspielte (John Scofield gt, Uri Caine p, Jack DeJohnette dr, Scott Colley b): «The Warm Sound of Franco Ambrosetti». Das Quintett ist kein Verband von Kunststücke abfeuernden Superstars, sondern eine wirkliche Band, die sich im behutsamen Gespräch gemeinsam mit der allmählichen Verfertigung der Gedanken beim Spielen befasst. Vier Originale von Ambrosetti, eines von George Gruntz und zwei Standards, darunter eine ans Herz gehende Version der Ballade «Old Folks». Ein leuchtendes *capolavoro* des Tessiner Meisters.



Franco Ambrosetti Quintet:
Long Waves. Unit UTR 4907



Höllentrip



Diana Jager ist eine resolute Oberärztin, die kein Blatt vor den Mund nimmt – schon gar nicht in ihrem Blog. Da wettete sie gegen Männer, besonders gegen die IT-Kerle in ihrer Klinik. Die Folge war ein Shitstorm, der sie zur Kündigung zwang, die Stadt zu verlassen und in einer Provinz-Klinik gewissermassen unterzutauchen. Dort lernt sie einen smarten Mann kennen, der ebenfalls in der IT-Branche tätig ist, ihr Leben vollkommen umkrempelt, die grosse Liebe zu sein scheint – bis er eines Tages verschwindet, nicht mehr auftaucht und bald für tot gehalten wird. Für Diana beginnt ein Höllentrip. Man zweifelt an ihrer Unschuld, Zeugen wissen von manch delikatsten Krächen – und sie gilt als Mörderin. Doch Diana gibt nicht auf, kämpft und heuert den Privatdetektiv Jack Parlaban an. Schliesslich weiss sie, dass sie ihren Mann nicht umgebracht hat. Der Schotte Chris Brookmyre versteht es fabelhaft, «Dein Ende» so vertrackt zu erzählen, dass der Leser tatsächlich an Dianas Unschuld zu zweifeln beginnt. Furios und spannend.

Chris Brookmyre: Dein Ende.
Rowohlt. 464 S., Fr. 19.90



Verlorene Seelen

Russell Gaines hat im Vollsuff einen Mann überfahren und dafür elf Jahre im Knast büssen müssen. Zurück in Mississippi, wird er gleich von den Brüdern des Getöteten wüst verprügelt und sucht dann den Kontakt mit seiner alten Liebe wieder aufzunehmen. Vergeblich. Dafür gerät er an die obdachlose Maben und ihre kleine Tochter. Maben hat in Notwehr einen Cop erschossen und zieht nun Russell mit in ihre Misere. Die Kollektion verlorener Seelen in einer desillusionierten Wirklichkeit hat Michael Farris Smith beeindruckend eingefangen, auch wenn ein Kunstgewerbe-Firnis der geschickten konstruierten Schicksalsstory betörenden Glanz verleiht. Exzellent sind die Dialoge, die durchs melancholische Ambiente funkeln. Smith gehört zu den Südstaatenautoren, die der Region eine neue Stimme geben, frei von «Southern Gothic»-Elementen.

Michael Farris Smith: Desperation Road.
Ars vivendi. 350 S., Fr. 32.60

Sex, Drogen und blaue Bohnen

Quentin MOURON ist der Tarantino der Schweizer Gegenwartsliteratur, ein Meister des Roman noir. Jetzt ist sein neuer Krimi auf Deutsch erschienen. Von Florian Vetsch

Wer seine Website anklickt*, dem springt das Porträt des Schriftstellers entgegen, das auch auf dem Cover seines jüngsten Romans, «Vesoul, le 7 janvier 2015» (Olivier Morattel Editeur, Dole), zu sehen ist: Quentin Mouron, 1989 in Lausanne geboren und in Québec, Kanada, aufgewachsen, hält ein brennendes Buch in Händen und blickt dem Betrachter direkt in die Augen. «Na, was denkst



Atmosphärisch dicht: Quentin Mouron.

du?», scheint er zu fragen, «verstehst du, dass die Kultur brennt, dass sie nicht mehr greift, dass wir in einer sinnentleerten Welt leben?»

Quentin Mouron ist der Tarantino der Schweizer Gegenwartsliteratur, ein Genie des Roman noir. Sein Stil ist szenisch, atmosphärisch dicht, dabei welthaltig und anspielungsreich. Schon seine beiden ersten Bücher, «Notre-Dame-de-la-Merci», eine unglaublich traurige Winterballade aus Kanada, und «Drei Tropfen Blut und eine Wolke Kokain», eine Revolvertrommel an Suspense, haben ihm im deutschsprachigen Raum begeisterte Kritiken eingetragen. Nun liegt der dritte Kriminalroman aus seiner Feder auf Deutsch vor: «Heroïne», ein 124 Seiten schlanker Band, wie die beiden ersten im Bilgerverlag, Zürich, erschienen.

«Heroïne» beginnt mit einer «Ouverture baroque», einer vollkommen grotesken Sexszene in einem Berliner Antiquariat, die einem

Georges Bataille alle Ehre gemacht hätte. Franck, Leiter eines New Yorker Detektivbüros, aus Hoffnungslosigkeit seit drei Jahren bibliophil, schiebt eine schräge Nummer mit der Buchhändlerin Mademoiselle Schulz. Abends im Hotel bemerkt er, dass er seinen Siegelring im Antiquariat vergessen hat, und kehrt zurück. Dort findet er, angeordnet wie auf einem barocken Stillleben, den Kopf der Buchhändlerin auf einem Silbertablett.

Seine Nachforschungen lassen ihn auf einen bestimmten Kunden schliessen, doch erfährt er aus der Zeitung, dass «ein gewisser Wilfried Wagner – der sich Abu Mohammed Daoud al-Bavari nennen lässt» die Buchhändlerin enthauptete, nachdem sie sich standhaft geweigert hatte, Voltaires «Mahomet» aus dem Schaukasten zu entfernen.

Mademoiselle Schulz ist nicht die einzige Heldin in Mourons Roman, der nach der ausschweifenden Eröffnung in eine «Suite classique» mündet. Darin forscht der Antiheld Franck nach einer verschollenen Lieferung Heroin und nach dem Mörder des Vaters einer blutjungen Prostituierten, und zwar in Tonopah im Nirgendwo von Nevada – «einer Wüste in einer Wüste», einer für Mourons Romane typischen kleinen Ortschaft, die den desaströsen Zustand des grossen Ganzen widerspiegelt.

Leah, die eigenwillige Sexarbeiterin, ist die zweite rätselhafte Heroin, «fromm und verrucht, eine hehre und sich anbietende Jungfrau». Sie bedient in einem Fastfood-Lokal, nebenberuflich arbeitet sie daselbst in einer «Besenkammer unter den Postern von Elvis, Spongebob und der Jungfrau Maria». Trotz ihrer seelischen Verwüstung setzt Leah ein Gegenzeichen in dieser trostlosen Welt.

Die Handlung sei nicht weiter ausgeplaudert, doch vermerkt sei, dass das Heroische am Schluss scheitert; auch der kokainschnupfende Privatdetektiv Franck, der Leah verehrt, kann es nicht richten. So wirft «Heroïne» Blitzlichter in die Abgründe menschlicher Existenz. Das Buch bietet ein Noir-Set par excellence, vorangetrieben in kurzen kaleidoskopischen Kapiteln, vollgepumpt mit Sex, Drogen und blauen Bohnen – illusionslos, dystopisch, *thrilling*.



Quentin Mouron: Heroïne.
Bilger. 124 S., Fr. 27.90

Existenzialismus auf Schwedisch

Die «Millennium»-Krimis um das Ermittlerduo Lisbeth Salander und Mikael Blomkvist begeistern ein Millionenpublikum weltweit. Die Reihe findet nun rechtzeitig ein Ende. *Von Anton Beck*

Skandinavische Krimis erleben seit Jahren einen Boom. Eine Reihe sticht besonders heraus: die «Millennium»-Bücher der Schweden Stieg Larsson und David Lagercrantz. Sie verkaufen sich en masse, sind preisgekrönt und spätestens seit der Hollywoodverfilmung «Verblendung» (2011) mit Daniel Craig und Rooney Mara auch ausserhalb des Buchmarkts ein Begriff. Mit dem sechsten Band, «Vernichtung», findet die Reihe um die Computerhackerin Salander und den Investigativjournalisten Blomkvist nun ein Ende.

Nicht nur die Bücher sind bemerkenswert, auch deren Entstehungsgeschichte. Im Jahr 2004 hinterlässt der bis dato wenig bekannte Journalist Stieg Larsson nach einem tödlichen Herzinfarkt drei unveröffentlichte Manuskripte. Ein paar Lebensjahre mehr – und er hätte den gigantischen Erfolg seiner Bücher noch miterleben und die Geschichte selbst zu Ende erzählen können. So aber sprang David Lagercrantz ein, der sich in Schweden unter anderem mit einer Biografie über den Fussballstar Zlatan Ibrahimovic einen Namen gemacht hatte. Keine dankbare Aufgabe, die er aber solide löste, indem er möglichst nahe an Larssons kargem Stil blieb.

Erneut übernimmt Lagercrantz in «Vernichtung» meisterhaft die apathische Sprache, die die «Millennium»-Bücher so einzigartig macht. Menschen sterben, paaren und trennen sich in wenigen Sätzen. Erkundungstouren zu Empfindungen jeglicher Art werden auf ein absolutes Minimum reduziert, stattdessen heisst es etwa: «Sie sah aus dem Fenster. Draussen war irgendein Wetter. Wahrscheinlich Sonnenschein. Selbst wenn dort Schnee gefallen wäre – es wäre ihr gleichgültig gewesen.»

Inhaltlich zeigte Lagercrantz sich dafür sehr innovativ und suchte ungewöhnliche Geschichten. In «Verschwörung» (2015) verurteilte er die NSA, in «Verfolgung» (2017) steckte er seine Protagonistin ins Frauengefängnis, und in «Vernichtung» erzählt er ein Drama rund um eine Mount-Everest-Expedition und einige schwedische Prominente.

Die grosse Besonderheit aller sechs Bände liegt jedoch im philosophischen Konstrukt. Bei Larsson wie Lagercrantz ist Gott nicht nur tot, mit ihm wurden auch jegliche Moral und Norm begraben. Die Figuren sitzen ihre Tage in der sinnentleerten und globalisierten Welt ab und beschäftigen sich damit, «mal Männer, mal Frauen, mal nur sich selbst» (Dennis Scheck) zu lieben, sich zu besaufen und zu langweilen, Straftaten zu begehen und/oder aufzudecken.



Daniel Craig und Rooney Mara in «Verblendung».

Die Romane lesen sich so, als hätte der von den Toten auferstandene Albert Camus seine existenzialistischen Thesen ans 21. Jahrhundert angepasst und im hohen Norden angesiedelt.

Larsson hat dem Vernehmen nach als junger Mann eine Vergewaltigung beobachtet. Dieses Erlebnis habe ihn sein Leben lang verfolgt, weshalb gerade die ersten drei «Millennium»-Bücher auch als Kritik an der patriarchalischen Dominanz interpretiert werden können. Wenn die Männer in den Romanen mal keine Frauenhasser oder gewalttätigen Gatten sind, dann doch mindestens streunende Machos mit Bindungsproblemen.

Larsson brach damit, wie auch mit seinem klar ausgerichteten politischen Unterton, ein Tabu. Mittlerweile haben eine Menge skandinavischer Krimis eine feministische und linksliberale Grundhaltung. Entsprechend kann man Lagercrantz' Entscheidung verstehen, mit der Reihe aufzuhören. Am Schluss von «Vernichtung» heisst es: «Es schien tatsächlich an der Zeit zu sein für etwas Neues.»



David Lagercrantz, nach Stieg Larsson: Vernichtung. Millennium-Reihe, Band 6. Heyne. 432 S., Fr. 33.90

Vom Wind

Dem Klassiker hat's das Dativ-e weggeblasen. *Von Max Wey*

Wer das Buch nicht kennt, kennt den Film. Wer den Film nicht kennt, hat schon vom Titel gehört: «Vom Winde verweht». Anfang des Jahres 2020 wird dieser Klassiker der amerikanischen Literatur von Margaret Mitchell aus dem Jahr 1936 in einer neuen Übersetzung im Verlag Antje Kunstmann erscheinen. Der Titel – das Buch-Cover steht bereits im Netz – wird neu sein: «Vom Wind verweht». Fehlt da nicht was? Doch. Dem Wind hat's das Dativ-e weggeblasen. Andreas Nohl und Liat Himmelheber sind die renommierten Übersetzer und ausserdem ein Ehepaar. Die neue Übersetzung soll weniger kitschig, weniger rassistisch und weniger romantisierend geraten.

Wie ist das mit diesem Dativ-e bei männlichen und sächlichen Substantiven, wann soll, wann kann es gesetzt werden? Es veraltet allmählich, hält sich aber noch bei festen Wortverbindungen wie zum Beispiel «zu Hause», «im Grunde», «zu Mute» oder «zur Stunde». Auch aus rhythmischen oder stilistischen Gründen kommt es noch zum Einsatz. Nur ein Kinds-kopf würde in Heinz Erhardts Verszeilen «Hinter eines Baumes Rinde / wohnt die Made mit dem Kinde» aus dem Kinde eine Kind machen.

Sehr häufig finden wir das Dativ-e aber noch bei festen Phrasen, als da sind: zu Grabe tragen, in aller Munde, zu Gebote stehen, zu Gemüte führen, das Kind mit dem Bade ausschütten, imstande sein, zu Felde ziehen, zu Kreuze kriechen, zu Rande kommen, zu Werke gehen, zu Tage treten, das Schweigen im Walde. Häufig, aber nicht ausschliesslich mit Dativ-e: der Dritte im Bunde, im Schilde führen, im Laufe des Tages, bei Lichte besehen, am Fusse des Berges. Eher selten mit Dativ-e: Hahn im Korb, Heimchen am Herd, mit einem Mal, von Haus aus, wie im Flug.

Zurück zum Buchtitel des Bürgerkriegsepos. «Vom Winde verweht» wurde ja nicht zuletzt aufgrund des Weltbestsellers zur Redensart, wobei «vom Winde verweht» sehr viel häufiger geschrieben wird als «vom Wind verweht». Ein Titel im *Blick*: «Schweiz vom Winde verweht». Ein anderer in der *NZZ*: «Vom Winde verwehtes Gift». Von daher hätte keine Notwendigkeit bestanden, dem Wind das e abzuzwacken. «Vom Winde verweht» ist einem vertraut, und sollte die Neuübersetzung allzu nüchtern ausfallen, wäre für Leute, die im Kinosaal Rotz und Wasser heulten, im Titel doch noch ein Spürchen Romantik zu finden. Aber das ist wohl in den Wind gesprochen.



Schlangengrube: Katherine Newbury (Emma Thompson, r.) in «Late Night».

Kino

TV-Dampfkessel Emma Thompson

In «Late Night» spielt die britische Schauspielerin eine Talkmasterin mit rabiat männlichem Furor. Eine Glanznummer.

Von Wolfram Knorr

Katherine Newbury ist eine Fiktion, eine Doppelte, wenn man will. Einmal ist sie die erfundene Late-Night-Show-Moderatorin im amerikanischen Film «Late Night», verkörpert von Emma Thompson, zum anderen gibt es unter den vielen Late-Night-Talkmastern in der Realität keine Frau. Newbury wurde vor diesem Hintergrund gewissermaßen «quer», als Frau mit Manieren, die man Männern zuordnet, angelegt: arrogant, kaltschnäuzig, selbstbezogen. Wie ein erfolgsverwöhnter Weltenrichter herrscht sie über ihren Stab von Gag-Schreibern, deren Namen sie nicht kennt und nicht kennen will. Nummern sind sie für sie, und als Nummern kann sie sie, frei von Kumpel- und anderen Duseleien, hemmungsloser abkanzeln. Newbury, straff, schlank, messerscharfer Kurzharschnitt – ein Zuchtexemplar aus einem Network-Haifischbecken.

Jahrelang war ihr Format «Tonight with Katherine Newbury» von Erfolg gekrönt, doch die Zeiten ändern sich, der Geschmack auch, und die Quote sinkt. Auf einmal wirft man ihr Frauenfeindlichkeit vor, weshalb sie aus Imagegründen eine Frau in ihr Team holen soll. Katherine ist empört, erteilt aber den Befehl, ein weibliches Wesen in den Pool zu holen. Zufällig ist es eines, das sich gerade beworben hat: die unbedarfte Molly Patel

(Mindy Kaling). In einem Chemiewerk hat sie mit Stand-ups die Kollegenschaft erfreut, hält sich deshalb für geeignet und landet bei der stahlharten wie marmorglatten Newbury. Die hört ihr weder zu, noch will sie irgendwas von ihr wissen. Sie dient nur dem Gruppenbild mit Dame. In den Büros der Gag-Sklaven wird sie als Nummer 7 auf dem Papierkorb platziert, hält sich aber nicht an die servilen Umgangsregeln ihrer Chefin, widerspricht zum Entsetzen der Runde, wird gedemütigt, gefeuert und wieder eingestellt.

Nicht ohne Ironie ist die Konstellation zwischen Emma Thompson als Katherine Newbury und Mindy Kaling als Molly Patel: Ist Newbury die fiktive Prinzipalin, ist Mindy Kaling als Molly real. Kaling gehört zu den Sitcom-Entdeckungen («The Office»), und hat sich mit ihrem Drehbuch zu «Late Night» ihre TV-Erfahrungen von der Seele geschrieben. Sie ist nicht nur Quotenfrau, sondern auch Minderheitenalibi (Kaling hat indische Wurzeln) in einer männlich dominierten Schlangengrube. Mit ihrem Einfall, eine Frau zum Late-Night-Zampano zu machen, ist sie auf der Höhe der Zeit. Denn Newburys Erfolge sind ihren männlichen Umgangsformen geschuldet, und auf einmal will man sie unverstellt, als authentische Frau. Als sie entlassen und gegen einen Mann (!) eingetauscht werden soll,

nimmt sie mit Frauenpower den Kampf auf und steckt gar einen «Skandal» weg.

Kraftnatur Newbury in einem ausgebufften Medium und der weibliche Simplizissimus Molly, die mehr Spontaneität und Ehrlichkeit vor der Kamera fordert, geraten in einen Macht- und Habenichtsklinch. «Late Night» schnurrt als konventionelle Komödie ab, man weiss, wie der Fight ausgeht. Aber der Weg dorthin ist ein herrliches Minenfeld scharfzüngiger Dialoge einer genüsslich aufspielenden Emma Thompson, der man in jeder Szene ansieht – vor allem wenn sie mit ihren Galeerensklaven disputiert –, dass sie es genießt, wie eine hungrige Krähe die Vorschläge ihrer Kerle zu zerpfücken. «Late Night», inszeniert von Nisha Ganatra, die mit TV-Serien reüssierte («Future Man»), ist ein Dampfkesselfilm über die Neurosen von TV-Stars. ★★★★★

Weitere Premierien

It Chapter Two — Na? Vergessen? Der Killerclown Pennywise, der die Kleinstadt Derry und besonders den Losers-Club terrorisierte? 27 Jahre später erwartet er die Ex-Loser zurück zum grossen bengalischen Monster-Horror-Blendwerk. Inzwischen sind sie natürlich alle erfolgreich im Beruf, lassen aber sofort alles stehen und liegen, wenn Pennywise ruft. Leider übertreibt es der Clown masslos (wie der Film mit der Länge), verwandelt sich in alles, was der Monsterkatalog so hergibt – und das stumpft mit der Zeit ab. Abgesehen von ein paar gelungenen visuellen Einfällen, kann Teil zwei mit dem ersten nicht mithalten. Aber es gibt hübsche Cameo-Auftritte von Stephen King und Peter Bogdanovich. ★★★★★

Diego Maradona — Er kam aus den Tiefen des argentinischen Raums, den untersten von Buenos Aires, und wurde zum Superstar der Fussballwelt. Für die damalige (1984) Rekordsumme von 24 Millionen Dollar wechselte der kleine Wirbelwind (1,65 m) von Barcelona zum SSC Neapel und führte den Underdog-Verein zur italienischen Meisterschaft (1987). Argentinien wurde dank ihm 1986 Weltmeister. Wer so hoch fliegt, stürzt tief. Der Liebling der Massen suchte ein Ventil im Kokain und wurde von der Camorra benutzt. Der Brit-Dokumen-



Liebling der Massen: Diego Maradona.

tarist Asif Kapadia («Senna») schildert Maradonas Karriere, ohne zu beschönigen, frei von Häme und Spott. Aus seltenem Dok-Material stellte er eine aufregende Bio zusammen, die auch Nicht-Fussballfans faszinieren wird. Kapadia fand zum Teil unscharfes und dilettantisches Material, das das Gefühl von Authentizität verstärkt. ★★★★★☆

Le miracle du saint inconnu — Das Wesen des «absurden Theaters» («Warten auf Godot») ist das unbegreifliche Scheitern, aber vertraut, zuweilen auch witzig erzählt. Ein Marokkaner hat das Konzept in einem hinreisenden Film aufgegriffen: Ein Mann vergräbt auf einem Hügel mitten in der Wüste geklautes Geld. Nach mehreren Gefängnisjahren



Staubtrocken: «Le miracle du saint inconnu».

kehrt er zurück, um sich den Zaster zu holen. Doch dort, wo er ihn vergrub, steht jetzt ein Mausoleum für den «unbekannten Heiligen». Pilger verhindern die Ausgrabung. Regisseur und Autor Alaa Eddine Aljem hat die Meister des Absurden (Adamov, Ionesco, Beckett) genau studiert. Spröde, skurril und staubtrocken wie Sand und Klima, wird das Sisyphos-Lebensgefühl (beinahe ohne Dialoge) in der nackten Ödnis fast greifbar. ★★★★★☆

Knorrs Liste

1	Toy Story 4 Regie: Josh Cooley	★★★★★
2	Parasite Regie: Bong Joon-Ho	★★★★★
3	Once Upon a Time in Hollywood Regie: Quentin Tarantino	★★★★☆
4	Yesterday Regie: Danny Boyle	★★★★☆
5	Spider-Man: Far from Home Regie: Jon Watts	★★★★☆
6	Dolor y gloria Regie: Pedro Almodóvar	★★★★☆
7	Die fruchtbaren Jahre sind vorbei Regie: Natascha Beller	★★★★☆
8	The White Crow Regie: Ralph Fiennes	★★★★☆
9	La paranza dei bambini Regie: Claudio Giovannesi	★★★★☆
10	Blinded by the Light Regie: Gurinder Chadha	★★★★☆



Körzis Hollywood

Angst im Paradies

Stirbt das Kino also doch? Von Norbert Körzdörfer

Wer in Hollywood aufwacht, erwacht mit Ängsten. Hab ich ein graues Haar? Eine neue Falte? Hab ich zugenommen? Ist die Netflix-Aktie abgestürzt? Hollywood hat Angst – vor den Streaming-Giganten! Sind sie der Tod Hollywoods? Nein. Wenn es regnet, juchzen unsere Kids: «Es netflixit!» 152 Millionen Fans in 190 Ländern haben ein Nonstop-Abo. Es ist das neue Heimkino für TV, Laptop und Handy.

Netflix ist ein Goldregen – 12 Milliarden Film-Investment pro Jahr! Netflix-Guru Reed Hastings, 58 (3,4 Milliarden Dollar), hat kein Büro: «Mein Smartphone ist mein Office!» Er hatte seine Genie-Idee, als er eine ausgeliehene DVD von «Apollo 13» verlegt hatte. Heute ist Netflix der Horror für das alte Hollywood, von Spielberg bis Cannes: «Das ist kein Kino! Das ist Fernsehen!» Screen nonstop ist die Zukunft. 4000 Stunden Serien – ein Jahr *binge watching* nonstop?

Bei den Oscars war der Sunset Boulevard zugestampft mit Netflix-Werbung für «Roma» (schwarzweisse Liebeserklärung an Kindermädchen, in Spanisch, mit Untertiteln). Hollywood fröstelte – Fluch oder Segen? Ich traf das neue Dream-Team Leo DiCaprio, 44 («Titanic»), und Legende Brad Pitt, 55, bei der Premiere der genialen Tarantino-Buddy-Komödie «Once Upon a Time in Hollywood» (161 Minuten). Leo (Tom-Ford-Jeansjacke) ist sicher: «Das Kino wird nie sterben!» Brad (Breitling-Uhr und Käppi) umarmt das Streaming: «Es ist ein Paradies für alle Schauspieler!» Touché!

90 Prozent der Schauspieler in L.A. sind Kellner – oder ohne Job. B-Star Jeff Daniels, 64 (9/11-Serie «The Looming Tower»), wirkt wie neugeboren: «Für uns ist das eine Goldgrube – es gibt so viele Talente!» Luxusdilemma: Kein Filmboss liebt Netflix, Amazon, HBO und Co. – aber jeder guckt's. Und jeder nimmt das Geld.

Regiegenie Martin Scorsese, 76, zeigt seinen Mafia-Thriller «The Irishman» nicht in

Cannes –, sondern am New York Film Festival (27.9.) – mit Kino-Ikone Robert De Niro, 76. Na und? New York ist Hollywoods Wall Street – und *hideaway* vieler Stars, die Hollywoods Lifestyle hassen, etwa Matt Damon, Jennifer Lawrence oder Liam Neeson.

Es wird einen Streaming-Krieg um die Stars und Macher geben – er tobt schon. Ein 500-Millionen-Dollar-Vertrag für Ideengenie J.J. Abrams, 53 («Star Wars», «Star Trek», «Mission Impossible» etc.), 300 Millionen für die «Game of Thrones»-Zauberer David Benioff, 48, und D.B. Weiss, 48. Ein AT-&-T-Boss: «Wir müssen alle fünfzehn Minuten Filmreize auf die Fan-Screens produzieren – auf Handys, Pads und Laptops.»

Stirbt das Kino also doch? Das lineare TV ist schon tot. Handy statt Kinossessel? Jeder Hollywoodstar hat ein Privatkino – oder Giganten-TVs («Pate»-Coppola schwört auf LG-OLED). Kino ist ein Konzert der Sinne. Kino ist Selbstbestimmung – und Abenteuer to go. Spielberg, der König von Hollywood: «Im Kino wird man wieder zum Kind!» Tom Cruise glüht, wenn er übers Kino spricht (früher hatte er tausend DVDs): «Ich habe Zeitungen ausgetragen, um mir als Kind ein Kinoticket kaufen zu können!» Woody Allen seufzt: «Kino war meine Erziehung. Ich hätte gern so ein Privatkino wie Marty Scorsese!» Kino ist zwei Stunden garantiertes Glück, Flucht, Zeitmaschine und Folterkammer der Träume.

Wir leben zweimal – wenn wir im Kino sitzen. Golden-Globe-Gewinner Fatih Akin («Aus dem Nichts») haut mit Espresso-Augen auf den Café-Tisch: «Erlebtes Kino ist ein Event – wie ein Rockkonzert! Grosses Kino ist für mich Sozialismus der Fantasie – weil wir ein Ereignis mit anderen gleichzeitig teilen und erleben.» Kino ist eine Fantasie-Oper der Gefühle und Gedanken. Hollywood wird nie sterben.

Norbert Körzdörfer ist Journalist und Schriftsteller.



Thiel

Kinderfragen

Von *Andreas Thiel*

Tochter: Du, Mami, was ist ein Generationenvertrag?

Mami: Von einem Generationenvertrag spricht man, wenn Kinder nichts zu sagen haben zu etwas, wofür sie später noch werden zahlen müssen.

Tochter: Und was ist denn ein Generationenkonflikt?

Mami: Ein Generationenkonflikt entsteht, wenn Eltern nichts mehr zu sagen haben zu etwas, wofür sie trotzdem noch zahlen müssen.

Tochter: Und was ist Keynesianismus?

Mami: Keynesianismus ist der Glaube, der Wert auf dem Preisschild sei identisch mit dem Wert des Produkts, wodurch sich der Preis regulieren liesse.

Tochter: Aber was ist empirische Wissenschaft?

Mami: Von empirischem Wissen sprechen wir, wenn ein Wissenschaftler, der als einzige Pflanze «Gras» und als einzige Farbe «Grün» kennt, versucht, damit eine Orchidee zu beschreiben.

Tochter: Und sag mal, Mami, was ist denn Zufall?

Mami: Zufall ist, wenn du von islamistischen Terroristen entführt und aus einem Flugzeug geworfen wirst, worauf dir der Wind im freien Fall alle Kleider vom Leibe reisst und du unverletzt auf einem Trampolin in einem Hinterhof landest und danach vergeblich einen Kleiderladen suchst, der sonntags geöffnet ist, weshalb du dich mit einer Gratiszeitung bedeckst, was gewisse Menschen nicht davon abhält, dich anzustarren, und du merkst, dass es sich bei diesen Menschen um die Queen und die königliche Familie handelt und dass sie alle schockiert auf deine bedeckte Blösse starren, worauf du an dir selber runterschaust und feststellst, dass auf der Titelseite der Zeitung, mit der du deine Scham bedeckst, die Queen mit ihrer Familie prangt.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Viel Goodwill für Schweizer Mode

Eindrückliche Schweizer Designer; «Anything goes» an der Summer Party im «Baur au Lac». Von *Hildegard Schwaninger*

Ein schönes Setting für die Mode Suisse Edition 16 (Gründer und Leiter: **Yannick Aellen**) war die Terrasse der Allgemeinen Berufsschule Zürich (ABZ) am Sihlquai. Letzten Samstag fand hier die Show aufstrebender Schweizer Modedesigner statt. Immer ein erfreuliches Happening. Einkäufer, Modejournalisten, Blogger, Fotografen drängen sich hier, die meisten so kreativ gestylt, dass sie mit dem Laufsteg durchaus mithalten können. Auf dem Open-Air-Laufsteg zeigten gegen fünfzig Mannequins (unter ihnen Star-Model **Nadine Strittmatter**), was die Schweizer Modeschöpfer bieten. Eindrücklich! Die Sympathie für das helvetische Schaffen sowie der Goodwill der Sponsoren sind gross. Die Zürcherische Seidenindustrie Gesellschaft ist Sponsor, so war der Historiker und Schriftsteller Prof. Dr. **Alexis Schwarzenbach** ein wichtiger Gast. Er ist im Vorstand. Die Hulda und Gustav Zumsteg-Stiftung ist Sponsor sowie Pro Helvetia, Mercedes, der Uhrenfabrikant Maurice Lacroix und diverse.

Verkauft werden einige dieser Kreationen in der Boutique Tasoni (Zürich und Andermatt), die den Töchtern von **Samih Sawiris**, **Taya Sawiris** und **Tary Sawiris**, gehört. **Julia Heuer** (die Deutsche zählt zu den Schweizer Modeschaffenden, seit sie 2016 den Schweizer Design-Preis gewonnen hat), die auch an der New York Fashion Week war, zeigt eine farbenfrohe, tragbare Mode, die bei Tasoni verkauft

wird. **Nina Yuun**, die Schweiz-Koreanerin, widmete sich dem Phänomen «Heimat», **Mourjjan** nennt seine Kollektion «Circus of Life», **Jacqueline Lockito** inspirierte sich bei Picasso und seinen Harlekinen (alles rosa und hellblau). Hoch gehandelt wird immer **Giancarlo Bello** von Amorphose. Seine verschleierte Schwarzen Witwen waren etwas gewöhnungsbedürftig, das weisse Brautkleid, das **Nadine Strittmatter** vorführte, dafür ein Traum. Die realste Mode (weil tragbar), sexy, cool und immer mit einem gewissen Twist, kam von **Karin Wüthrich** und **Matthias Fürst**, dem Kreativ-Duo von After Work Studio. Nach der Show ging es zur Afterparty in die «Photobastei».

Ich lebe seit fünfzig Jahren in Zürich, und hier kenne ich keinen Menschen», meint ein Eingeborener und schwankt zwischen Begeisterung und Skepsis: «Das heisst, dass Zürich immer bunter wird – oder dass ich am falschen Ort bin.» Die Summer Party im «Baur au Lac» war jedenfalls ein riesiger Anlass, fast tausend Menschen, und sie kamen von überall her. Man hörte Schweizerdeutsch, Hochdeutsch, Russisch, Arabisch, Französisch, Englisch, Italienisch, Spanisch. Zum babylonischen Sprachgewirr kam die modische Vielfalt, das zwanglose «Anything goes». Das modische Klima war Sexyness, die Frauen taten ihr Möglichstes: Décolletés, fließende Stoffe, Superminis, High Heels und duftende Lockstoffe.



Fast verliebt

Tausendmal berührt

Von *Claudia Schumacher*

Als Patricia das «+» auf dem Schwangerschaftstest sieht, geht die Welt unter. Sie zittert und hält die Luft an, als könne sie

damit auch die Zeit zum Stoppen bringen. Was praktisch wäre. Für all das, was sie jetzt entscheiden muss, bräuchte sie hundert Jahre Zeit. Zum Nachdenken. Stattdessen dreht sich alles, sie muss sich auf die Toilette setzen – wo sich ihr faustgeballter Kummer schliesslich Bahn bricht. Das ist kein Weinen mehr. Das ist der Schrei einer Frau, die alles verliert.

Pat und Sven, Sven und Pat. Füreinander bestimmt. Schon immer. Auf jeden Fall, seit sie sich am Erstsemestrigentag über den Weg gelaufen waren. Zwanzig Jahre ist das her. Sie starteten senkrecht in ihre Karrieren als Jungjuristen. Er bei einem Unternehmen, sie in einer Kanzlei. Sie bauten sich was auf. Hatten Freunde, Geld, einander. Es fehlte nicht viel. Nur ein Kind. Nächstes Jahr werden sie vierzig.

«Das gibt's nicht!», sagt Pat verzweifelt und schaut in den Spiegel. Eine Frau mittleren Alters, die einiges durchgemacht hat, starrt



Helvetisches Schaffen: Initiator Aellen.



Wichtiger Gast: Historiker Schwarzenbach.



Farbenfröhliche Mode: Designerin Heuer.

Auch die Männer kamen bunt daher. Sogar Hoteldirektor **Wilhelm Luxem**, sonst stets im dunklen Anzug, trug weisse Jeans. Neben ihm wirkte Party-Organizer **Wolf Wagschal** in dunkler Schale geradezu konservativ. Männer, die gern Girls, Girls, Girls haben, kamen voll auf die Rechnung. Frauenüberschuss gewaltig. Gefühlte zehn Frauen auf einen Mann. Um die Buffets drängten sich die Menschen-schlangen. Superstar war ein riesiger Tunfisch, der zu Sashimi geschnitten wurde. Ein Finanz-unternehmer (fast alle Männer hier waren Finanzunternehmer) schätzte den Fisch auf 30 000 Franken. Es gab auch Pizza, Pasta, iberischen Schinken, Paella, Alpstein-Geflügel, Krevetten, Austern und Blini mit Kaviar. Das Käsebuffet übertraf alles: 175 Sorten. Und die Hotelgarage war Dessert- (es gab sogar einen Glace-Wagen) und Disco-Zone.

Unter den Gästen, neben gefühlten Millionen Influencerinnen: Uhrenunternehmer **René Beyer**, Schönheitschirurg Prof. **Hermann Sailer** mit **Erika Schwob** (beide in Weiss; sahen aus, als kämen sie direkt aus der Praxis), Peach-Property-CEO **Thomas Wolfensberger**, «A Small World»-Gründer **Patrick Liotard-Vogt** mit Ehefrau **Sandra Bauknecht**, Kommunikationsprofi **Christoph Richterich**.

Korrigenda: In der «Namen»-Kolumne von letzter Woche über die Hochzeit von **Marguita Kracht** und **Raoul-Edgar Paltzer** war eine Namens- und Berufsangabe falsch. Richtig ist: Der Sohn von Brautmutter **Gigi Kracht** heisst **Zamir**, ist Senior Creative Director bei Apple, lebt in London und übersiedelt demnächst nach Tokio. Wir bitten um Entschuldigung.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

fassungslos zurück. Alles probiert. Jahrelang. Dreimal künstliche Befruchtung. Der grosse Streit vor zwei Monaten: Sie würden es nicht weiter probieren. Daran waren sie beide zerbrochen. Er sagte: «Pat, wir gehören zusammen. Natürlich bleibe ich.» Trotzdem hatte sie nur noch vage existiert, wie eine leere Batterie. Dass sie es nicht in sich hat. Dass es nicht geht. Die Enttäuschung in seinen Augen. Es brach ihr das Herz.

Und dann kam das Klassentreffen. Dieser Tom! Was bedeutet der ihr schon? Nichts! Tom war ihr erster Freund gewesen. Sie fand ihn cool zu einer Zeit, als sie «Macarena» für gute Musik hielt. Ja, das Klassentreffen war erstaunlich lustig gewesen. Zum ersten Mal seit langem war sie fröhlich gewesen. Hatte überhaupt irgendwas gespürt, ausser dem Schmerz. Der Schalk in Toms Augen. Der viele Prosecco. Plötzlich hatte sie wieder gelacht wie die 17-jährige Pat, die sich

mit falscher ID in die Klubs schummelte. Und irgendwie schummelte sich Tom an dem Abend in ihr Hotelbett. Sie hatte den Kopf längst ausgeschaltet, sie brauchte diese Pause vom Kopf. Unbedingt. Der Sex fühlte sich an wie der erste Frühling seit Jahren.

Pat wollte das nicht! Sven betrügen – das war niemals die Absicht! Es war eine Art historisches Reenactment gewesen. Noch mal siebzehn sein. Mit dem gleichen Kerl wie damals schlafen. All den Ballast des Erwachsenenlebens ignorieren. Sie wollte sich nur eine Nacht lang fühlen wie ein Versprechen. Nicht wie eine Enttäuschung.

Pat ist schwanger. Das Kind kann nur von Tom sein. Eine einzige, verflixte Nacht. Dass sich das lang- und heissersehnte «+» auf dem Test so himmelschreiend falsch anfühlen kann. Wird Sven noch einmal sagen können, dass er bleibt?



Unten durch

Gegenangriff

Von **Linus Reichlin**

Der Sommer ist leider noch nicht vorbei. Noch gehören die Nächte den Zweiflüglerrinnen aus der Familie der Culicidae, die uns in der Dunkelheit um die Ohren sirren auf ihrem Anflug auf unsere Blutbahnen. Man sollte Tiere nicht Mistkerle nennen, denn es ist nicht moralische Verkommenheit, die sie dazu treibt, uns ihr Stechborstenbündel in die Haut zu treiben. Aber wenn einen nachts dieses widerliche Sirren nicht einschlafen lässt, fällt es schwer, darin nicht einen persönlichen Angriff zu sehen. Es nützt nichts, zu wissen, dass die Weibchen unser Blut benötigen, um ihre Brut aufzuziehen, denn was kümmern mich die wimmern-den Mückenbabys, ich habe keinerlei emotionale Beziehung zu ihnen. Meinetwegen soll sich die Unicef um sie kümmern, von mir haben sie nichts zu erwarten als Unbarmherzigkeit und elektrische Fliegenklappen.

Die weiblichen Culicidae müssen wissen: Wenn sie mich angreifen, schlage ich zurück. Ich habe mich deshalb als Testperson bei einem kleinen israelischen Start-up-Unternehmen gemeldet. Die Firma hat ein Gerät entwickelt, das mit einem Laserstrahl das Zimmer abtastet und auf diese Weise jede Mückenlady entdeckt, mag sie eine auch noch so listenreiche Versteckungskünstlerin sein. Das Verstecken ist ja die eigentliche Kernkompetenz der Culicidae, sie tun es mit diabolischer Genialität, doch nun hat der Mensch mit der Stechmücke intellektuell gleichgezogen: Dem unermüdlich den Raum abtastenden Laserstrahl kann die Mücke nicht entkommen. Ist sie entdeckt, wird ihre Position auf einem Display als Wärmebild angezeigt. Falls man nicht zu Hause ist, schickt das Gerät dem Besitzer eine SMS mit der Nachricht «Mosquito detected!» Ich kann dann sofort nach Hause fahren und die Mücke töten.

Das Gerät befriedigt weniger auf der praktischen Ebene als auf der emotionalen: Es tut einfach gut, zu wissen, dass man jederzeit über die Aufenthaltsorte der Mücken informiert ist. Früher war es aufgrund ihrer heimtückischen Guerillataktik («hit and run») schwierig, sie vor die Fliegenklatsche zu kriegen, sie reagieren nämlich nicht auf Lichtquellen. Ich weiss nicht,

>>> Fortsetzung auf Seite 64

wie viele Stunden ich in Sommernächten nicht schon mit einer zusammengerollten Zeitung in der Hand vor der eingeschalteten Nachtschlampe vergeblich auf die Mückenfrau gewartet habe, die mich um den Schlaf gebracht hatte. In diesen Nächten entwickelte ich zu der betreffenden Mücke dasselbe von Fanatismus und heimlicher Bewunderung geprägte Verhältnis wie Kapitän Ahab zu Moby Dick.

Das Böse in der Natur schien mir eine Tatsache zu sein, denn kaum löschte ich das Licht, war die Mücke wieder da. Die israelische Firma hat auf meine Bewerbung noch nicht geantwortet, aber meine drastische Mail wird die Geschäftsleitung des jungen Unternehmens sicherlich aufrütteln: «Your Mosquito-Detector is the last hope of mankind to fight the evil in nature, please let me test it immediately!» Sobald das Gerät bei mir im Schlafzimmer steht, werde ich wieder bei offenem Fenster schlafen können, was, da ich im Erdgeschoss wohne, schon zwei Mal dazu geführt hat, dass Einbrecher über mein Bett gestiegen sind. Das führt auch nicht gerade zu einem gesunden Schlaf. Aber statistisch gesehen sind Einbrecher seltener als Stechmücken, und oft hat man im Leben einfach nur die Wahl zwischen grossen und kleinen Zahlen. Der Mosquito-Detector speichert übrigens keine Daten in der Cloud, das heisst, niemand wird je erfahren, wie viele Mücken sich wann genau in meinem Schlafzimmer aufgehalten haben. Schade. Es würde mich nämlich nicht stören, wenn die CIA, nachdem das Lasergerät bei mir eine Mücke entdeckt hat, einen Agenten schicken würde, der die Drecksarbeit für mich erledigt. Das wäre mir allemal lieber als schnöder Datenschutz.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Wucht in Samt und Seide

Von Peter Rüedi

Weinfreunde, bitte anschnallen! Hier kommt ein ungewöhnlicher Wein eines ausserordentlichen Weinmachers. Javier Rodríguez Sanzo, der in seiner Zentralkellerei in Valladolid Trauben aus Parzellen in nicht weniger als drei Appellationen keltert (allesamt biologisch produziert, zum Teil biodynamisch), Rioja, Toro und Bierzo, ist eine spanische *winemaker* Legende. 2013 wurde sein Betrieb zur besten Weinkellerei Spaniens erkoren, 2014 wurde er in die Liste der hundert am meisten ausgezeichneten Weingüter der Welt aufgenommen. Welch öno-olympischer Medaillensegen nur erwähnt sei, weil die Extravaganz, die hier vorzustellen ist, sich möglicherweise nur ein Mann von Rodríguez' Renommee herausnehmen kann.

Sein «Las Tierras» wurde von der Grande Dame der europäischen Weinkritik, Jancis Robinson, mit 18/20 Punkten ausgezeichnet. Es ist ein Toro, der Wein einer kleinen Destination, die seit dem Mittelalter durch ihre hochkonzentrierten, sehr alkoholreichen Weine be-

kannt ist, berühmt in Zeiten, in denen ein solches Ideal eher dem Gusto der Kenner entsprach, fast ein wenig berüchtigt heute. Das Toro-Konsortium versucht, die erlaubte Alkohol-Obergrenze in den Griff zu bekommen; tiefer als 15 Prozent hat es sie bis heute nicht drücken können. Zum Glück. Sind doch auch in Zeiten modischer Leichtweine die Bedingungen für in kontinentalem Klima gezogenen Tempranillo andere als für, sagen wir, Schaffhauser Blauburgunder. Die Wucht dieser Weine ist in der DNA ihres Rebmateri- als angelegt.

Rodríguez Sanzos Coup hat mit dem Fassausbau eines anderen Toros zu tun, und zwar nicht, wie man vermuten könnte, in besonders stark getoasteter französischer Eiche, sondern, wir halten uns fest, in gebrauchten Whisky-Fässern. Das macht die Holzaromen diskret (der Whisky reduzierte die Tannine des Fasses) und die Cherry-Aromen des Whiskys doch nicht zu aufdringlich. Von einer Parfümierung des Weins kann keine Rede sein. Es braucht einige olfaktorische Sensibilität, um diesem Tempranillo das 18-monatige Gastspiel in schottischen Fässern anzumerken. Im Übrigen ist er ein Hammer, ein fein ausbalancierter: eine überwältigende Nase aus schwarzen Kirschen, Brombeeren, Pflaumen, dazu ein *touch* Schokolade und Caramel, Gewürze (Pfeffer, Nelken), etwas Rauch. Komplex und dicht, ein lang auszulotendes Rätsel. Aber mit seinem warmen Charme – die Wucht steckt in Samt und Seide – ist er auch ohne Kraftanstrengung vom ersten Schluck bis zum laaangen Nachhall selbstverständlich zugänglich. Eine Sensation, die schwer zu beschreiben und leicht zu erfahren ist. Selbst versuchen!

Rodríguez Sanzo Toro DO 2016. 14,5%. Fr. 29.70. Gerstl, Spreitenbach. www.gerstl.ch



Salz & Pfeffer

Man isst, was auf den Tisch kommt

Von Andreas Honegger

Wenn es einen Ort gibt, an dem sich der Süden von seiner charmantesten Seite zeigt, ist es das ländliche Restaurant «La Ferme Ladouceur» zwischen Saint-

Tropez und Ramatuelle. Man sitzt auf der Terrasse im Freien zwischen Oliven-, Feigen-, Oleander- und Lorbeerbäumen und blickt auf die Weingärten, die zum Haus gehören. Ladouceur ist der Name der Familie, die den Weinbau in diesem lauschigen Tal begründete, aber es ist auch *la douceur* der «douce France», die hier gefeiert wird.

Eine kleine Bar lädt zum Apéritif, bevor man sich an den Tisch setzt, inmitten der mediterranen Pflanzen. Eine Karte im engeren Sinne existiert nicht. Man isst das, was an diesem Tag auf den Tisch kommt, und man trinkt den Wein des Hauses, nach Wunsch weiss, rosé oder rot. Bei schlechtem Wetter oder in den kühleren Jahreszeiten bietet das in hübschem provenzalischen Stil gehaltene Restaurant im Innern Platz. Dass die Qual der Wahl des Menüs hier entfällt, war noch nie ein Problem. Das Menü wechselt täglich. Meist wird als erster Gang ein Fisch gereicht und anschliessend ein Happen

Fleisch von Gemüse begleitet. Anschliessend kommt Käse auf den Tisch und schliesslich ein Dessert.

Bei unserem letzten Besuch auf der «Ferme Ladouceur» starteten wir mit einem Ceviche-artig zubereiteten Loup de mer, danach genossen wir ein zartes Stück Rindfleisch. Wenn man etwas einmal gar nicht mag, kann man sich vor dem Dessert von einem schönen Happen Käse sättigen lassen. Ein Pont-l'Évêque war hervorragend reif und ein Comté sicher so gut wie ein guter Gruyère. Der Wein ist im anständigen Menüpreis von 48 Euro inbegriffen.

Das Haus verfügt auch über ein paar Zimmer, so dass man an diesem romantischen Ort auch übernachten kann.

La Ferme Ladouceur, 1734, route de la Rouillère, Ramatuelle, Frankreich. Tel. +33 494 79 24 95



Auto

Mal Monster, mal gutmütiger Riese

Der Aston Martin DBS Superleggera ist zwar nicht besonders leicht, aber unglaublich stark. *Von David Schnapp*

Mein erster Gedanke ist: «Ich sitze in einem wohlgeformten Monster.» Dann drücke ich den pulsierend rot aufleuchtenden Startknopf in der Mittelkonsole und entfessele die Höllenmaschine unter der edel weinrot lackierten Motorhaube. 725 PS oder 900 Newtonmeter leistet das neue Flaggschiff des legendären britischen Sportwagenherstellers Aston Martin. Der DBS Superleggera – ich komme auf diese Bezeichnung gleich noch zu sprechen – ist der Traum jedes Autoreisenden, ein eleganter, kraftvoller Gran Turismo, der von der Landstrasse bis zur Rennstrecke jedes Terrain beherrscht.

Es ist nicht der erste DBS in der langen, ereignisreichen Aston-Martin-Geschichte, James Bond fuhr schon Autos dieses Namens. Die Bezeichnung «Superleggera» (superleicht) hingegen ist nicht so einfach zu erklären; an den 72 Kilogramm weniger Gewicht, die der neue DBS im Vergleich mit dem Grundmodell DB11 auf die Waage bringt, kann es nicht liegen. Tatsächlich erinnert Superleggera an legendäre Leicht-

bauwagen des italienischen Produzenten Touring aus den sechziger Jahren. Der heutige DBS wiegt mit Fahrer und Flüssigkeiten allerdings über 1800 Kilogramm, das fällt zwar angesichts der üppigen Leistung sprichwörtlich kaum ins Gewicht, ist aber dennoch eine ordentliche Masse.

Denn auch wenn er es zweifellos kann, der DBS Superleggera ist für die grosse Ausfahrt gedacht, nicht für schnelle Rundenzeiten. Die Kabine ist üppig mit Leder ausgekleidet, ein Bang & Olufsen-Soundsystem mit ausfahrbaren Hochtönern auf dem Armaturenräger sorgt für wohlklingende Unterhaltung, und bei Bedarf kann auf den hinteren Notsitzen auch Gepäck deponiert werden.

Während ich die ersten Meter fahre und die Vereinigung von Mensch und Maschine anstrebe, grollt böse vor mir der Motor, ein Geniestreich der Ingenieurskunst: zwölf Zylinder, 5,2 Liter Hubraum, zwei Turbos, 340 km/h Spitzengeschwindigkeit und ein Sprintwert von 3,4 Sekunden bei der Beschleunigung von

0 auf 100 km/h sind nur einige der messbaren Fakten des britischen Maschinenbaus.

Meine Fahrt mit dem Aston Martin geht über Land, kleine Passstrassen – und bald stelle ich fest, dass der DBS tatsächlich ein Monster sein kann, aber wahlweise auch ein gutmütiger Riese. Die beiden trennt ein dünner Firnis, der je nach Gaspedalstellung schnell aufplatzt. Solange ich den Super-GT wohl dosiert fahre, ist er fast schon bequem und überaus souverän. Gehe ich aber zu forsich in die Kurve, braucht es beide Hände am Lenkrad, um das lebendige Heck stabil zu halten. Denn die ganze Kraft des Motors wird über die Hinterräder auf die Strasse gebracht, eine Differenzialsperre hilft, die schiere Gewalt zu bändigen.

Im kleinen Feld der leistungsstarken GTs wie Bentley Continental, Ferrari GTC4 Lusso oder Rolls-Royce Wraith fällt der Aston Martin DBS Superleggera durch diese Kombination von Reisefahrzeug und Supersportwagen auf. Den Briten gelingt der fast unmögliche Kompromiss ausgezeichnet – mal Monster, mal gutmütiger Riese.

Aston Martin DBS Superleggera

Leistung: 725 PS/533 kW, Hubraum: 5204 cm³
Max. Drehmoment: 900 Nm bei 1800 U/min
Höchstgeschwindigkeit: 340 km/h
Beschleunigung 0–100 km/h: 3,4 sec
Verbrauch: 12,4 l/100 km (NEFZ)
Preis: ab Fr. 308 900.–



Tamaras Welt

Beklopptes Geschenk

Frauen haben weniger Interesse an technischen Studiengängen. Wenn man die Anforderungen für die Damen senkt, motiviert man sie aber nicht. Man stellt sie eher als dumm dar. Von Tamara Wernli

Um mehr Frauen für das Ingenieurstudium zu begeistern, macht die University of Technology in Sydney (UTS) den Damen ein Präsent, sie setzt die Einstiegshürden für sie tiefer an. Wie die Zeitung *Sydney Morning Herald* berichtet, werden die erforderlichen ATAR-Punkte für weibliche Interessenten im nächsten Jahr um 10 Punkte gesenkt. Die Direktorin der UTS begründet den Entscheid damit, dass eine bessere Geschlechterdurchmischung schulische Leistungen steigern und zu «besseren Gebäuden» und zu «besserem Design» auf der Welt führen würde. Australien ist zwar weit weg. Aber auch bei uns sind Gerechtigkeitsverfechter davon überzeugt, dass das Frausein ein Hindernis für den Erfolg bedeutet und wir darum eine bevorzugte Behandlung brauchen.

Frauen vermehrt für technische Studiengänge und Berufe zu motivieren, ergibt Sinn. Die Branche ist vielseitig, die Gehälter sind hoch. Und wenn ich an Dinge wie Umkleidekabinen denke, wo die offensichtlich männlichen Konstrukteure das Problem mit absackenden Fleischschichten und Orangenhaut nicht kennen und mit Design- und Beleuchtungskonzepten regelmässige Traumata auslösen, frage ich mich tatsächlich, ob eine Frau diese nicht anders, mitfühlender entwerfen würde. Dass Regale im Supermarkt zu weit oben hängen oder Werkzeug «konsequent auf Männerhände ausgerichtet sind», stört mich hingegen nicht. Für die Bearbeitung von Gegenständen durch einen Hammer gibt's in meinem Haushalt eine Männerquote. Und diskriminierend fände ich es nur, wenn die Wimperntusche unerreichbar hoch gelagert würde.

Vielleicht konstruieren Frauen gewisse Dinge besser. Vielleicht auch nicht, denn ob man etwas gut macht, hängt grundsätzlich nicht von dem Teil in der Hose ab.

Für Frauen zwecks *Interesse-boosting* die Anforderungen zu senken, ist aber auf mehreren Ebenen falsch. Jene Frauen, die sich ein Ingenieurstudium in den Kopf gesetzt haben, sind in der Regel intellektuell gefestigt, bewältigen schulische Hindernisse ohne Almosen – zumal es ja innerhalb ihrer Kontrolle liegt, sich entsprechend vorzubereiten. Man weiss längst, dass Mädchen oft fleissiger und disziplinierter als Buben sind und bessere Noten haben. An Schweizer Hochschulen ist die Mehrheit weiblich. Wenn sich also weniger Frauen für technische Studiengänge entscheiden, liegt es nicht daran, dass sie den Ansprüchen nicht gewachsen wären. Es sind das (männerlastige) Umfeld und die Themenfelder, die ihnen nicht zusa-gen. Viele Frauen interessiert es schlicht nicht, wie man Teile zusammenbaut oder Integralrechnungen anstellt.

Indem man die Einstiegshürde für Frauen herunterraubt, untergräbt man ihren Intellekt. Man erweckt den Anschein, dass Frauen dümmer seien als Männer und es ohne bevorzugte Behandlung nicht schaffen würden. Ausserdem verleitet es zur falschen Annahme, dass ein Ingenieurstudium ohne grösstmögliche Anstrengung zu bewältigen ist. Böse Frage: Wollen wir jene Frauen, die die üblichen Startanforderungen, rein hypothetisch, bei einer ETH Zürich nicht erfüllen können, später wirklich als Ingenieurinnen für unsere Häuser, Brücken und Flugzeuge haben? Ich finde, es geht völlig in Ordnung, wenn ein Ingenieurstudium schwerer zu meistern ist als ein Soziologiestudium und man fleissiger oder klüger oder beides sein muss. Es muss nicht für jedermann machbar sein. Denn: Arbeitet der Gleichstellungsbeauftragte unsauber, ist das halt dumm gelaufen. Arbeitet der Ingenieur ungenau, tja.

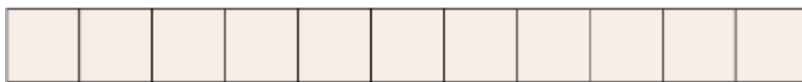
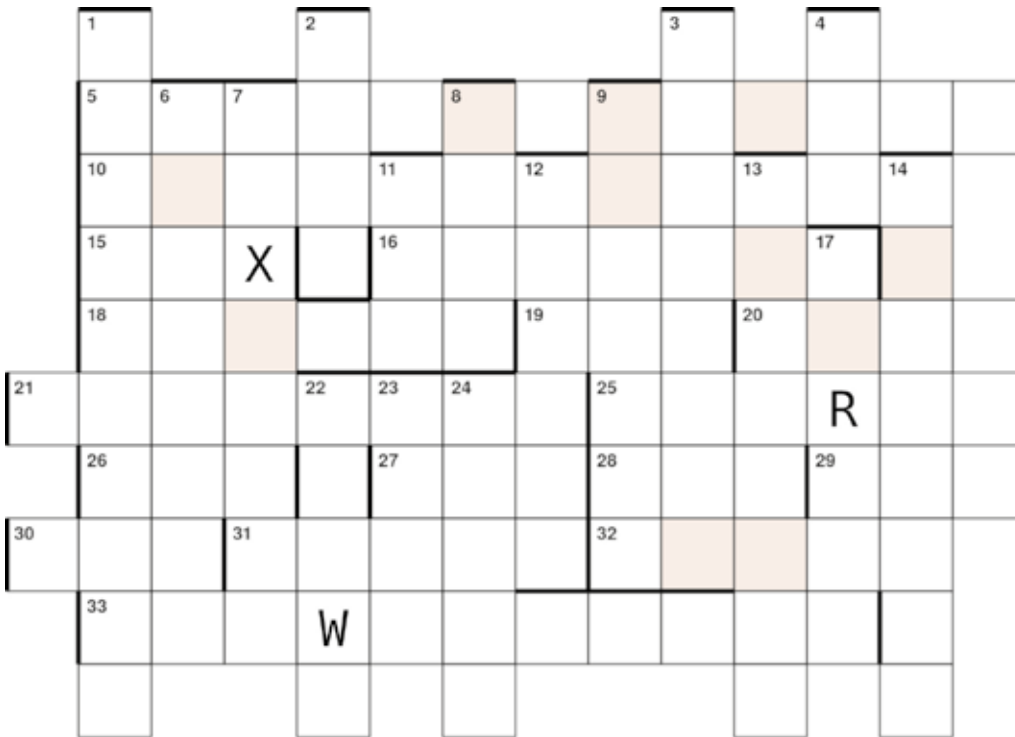
Einfachere Bedingungen schaden langfristig auch der gesamten Branche.

Bei solchen Begünstigungen zugunsten einer Gruppe spricht man bei den Befürwortern von «positiver Diskriminierung», auf Englisch *affirmative action*: Man trifft gezielte, vorteilgewährende Massnahmen, um der Diskriminierung einer Gruppe entgegenzuwirken. Die Praxis ist umstritten, weil – um einer benachteiligten Gruppe zu helfen – eine andere Gruppe benachteiligt wird. Die renommierte Harvard-Universität zum Beispiel wendet *affirmative action* an und bevorzugt Afroamerikaner bei der Studienplatzvergabe. Benachteiligt werden dadurch aber alle anderen, insbesondere asiatischstämmige Bewerber, die deswegen eine Klage gegen Harvard eingereicht haben. «Positive Diskriminierung» – der Begriff an sich ist schon ein Witz. Diskriminierung mit etwas Positivem zu verbinden, ist etwa so, wie der Gewalt etwas Gutes abgewinnen zu wollen. Und als Nächstes gibt's den positiven Rassismus?

Im Fall der australischen Uni hat die «positive Diskriminierung» keine so problematischen Auswirkungen wie bei Harvard. Dennoch würde ich mir als Mann ziemlich veräppelt vorkommen und sähe es als Ungerechtigkeit, wenn ich bei der Platzvergabe mehr leisten müsste als andere; auch als Frau, die schon dort studiert, empfände ich es als Affront.

Statt geschlechtsbasierte Begünstigungen einzuführen, wäre es sinnvoller, durch entsprechende Projekte Interesse zu wecken oder, noch besser, schon in Kindheit und Jugend durch Erziehung und Bildung. Eltern, Schulen und die Spielzeugindustrie sind hier gefordert, das Bild zu vermitteln, dass Technik, Bauen und Algebra Spass machen. Mit dem Senken von Anforderungen tut man niemandem einen Gefallen. Im Gegenteil, am Ende herrschen dann noch Zustände wie in dieser europäischen Hauptstadt, wo man 25 Jahre braucht, um einen Flughafen zu bauen.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.
Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch



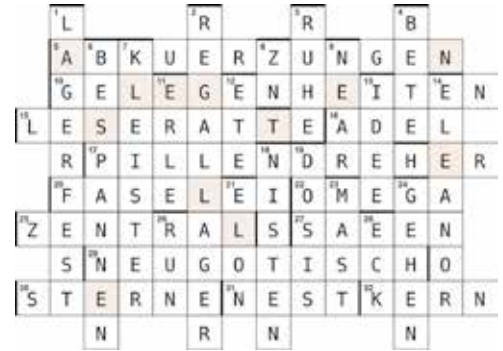
Lösungswort — Gefängnisüberbelegung könnte dazu führen.
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 5 Mögliches Resultat von Nachfragerück- oder Kopfsteinpflastergang. 10 Beschreibt alten Greis in der Vogelvoliere, die PIN-Nummer oder letztendlich auch letztendlich. 15 Am Berg beispielsweise der Messner, an der Brücke der Papst. 16 Mois de la fête nationale. 18 Natürlicher, Schwarzweiss- in Sepiaabzüge überführender Hergang mit Affleck am Ausgang. 19 Fürs Flussross namensgebender Fluss. 20 Das Alter bezeichnender Teil im männlichen Pendant zum Mädchen. 21 Geht auf und danach ab ins Rohr. 25 Leicht berauschender, oft süsser Saurer Most. 26 Re vorangehende «afk»-Alternative. 27 Wörtliche Grundlage und Bestandteil der absoluten Solmisation ist in Lyon zudem materielle Grundlage. 28 Für Alejandro stets aktuelles Hallöchen. 29 Einheitlich als 1024 Byte erkannte, landschaftliche Ingrim-Variante. 30 Vor nach anschliessend und mit und da manchmal. 31 Spukhaus-characteristic, ist mit zweitkleinstem der fünf Grossen Seen versehen. 32 Himmlischer Pöstler, ist im umgestellten Legen zugegen. 33 Astrein, so wie ein Puppenhaus.

Senkrecht — 1 Ist, regional, anziehend für Emmentaler Wanderer oder hungrigen Wauwau. 2 Estado asiático aus sie und euch. 3 Exakt die Million zur Dritten. 4 Feudal bloss mit le, aber mundartlich mit Lo & Le unterwegs. 6 So – beschreibt temporären Farb- sowie Treibstoff – wird der Schreiber zum Lehrling. 7 Das der Promis oder Abwesenden ist thematisch ein erregender Evergreen in Klatsch-Presse oder Tratsch-Kreisen. 8 Gaffer oder ungeladener Besucher steht zumindest idiomatisch daran und Nachbar Wilson ikonisch dahinter. 9 Gerüttelte Leichte führen zum gerüttelt Mass. 11 Nicht einmal kommt gleich zweimal im Titel der Feuerball-Neuverfilmung vor. 12 Enthält lediglich zwei Tracks. 13 Nach Art der Raupenspinnerei kompariert; zum Beispiel Damast, wenn mit Baumwollstoff kombiniert. 14 Das stressige Gegenspiel zum Wegschlendern. 17 Land of the large birds, gepunktet hierzulande ebendieses. 22 Tartan-Schottenhose oder Russell Brands Fakenews-Gegenentwurf. 23 Alttestamentarischer Prophet, bei dem Andrew von hinten Hintern versteht. 24 Tüte, die für Prohibitionsanhänger keinesfalls in die Tüte kommt.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 632



Waagrecht — 5 ABKUERZUNGEN 10 GELEGENHEITEN machen Diebe. 15 LESE-RATTE 16 ADEL: Anagramm von «Lade» 17 PILLENDREHER (Scarabaeus) 20 (FA-SEL)(EI) 22 OMEGA: Uhrenmarke oder letzter Buchstabe des griech. Alphabets 25 ZENTRAL: Imperi(al)olitik 27 SAEEN 29 NEUGOTISCH 30 STERNE 31 NEST 32 KERN: der springende Punkt

Senkrecht — 1 LAGERFEST 2 Von hinten wie von vorne REGALLAGER 3 RUHE(!) 4 Rote BETE und franz. Tier 6 BESPANNEN 7 (Scheiben)KLEISTER 8 ZN: Zink (von Zinke = Zacke) 9 (Li)NEAR: engl. nahe 11 (K)ERLE 12 (F)ETE: franz. Sommer 13 IDEE 14 Anna ELEANOR Roosevelt 18 NISTEN: Anagramm von «Tennis» 19 DOSIS (Dosen) 21 ELON Musk (engl. Moschus) 23 MAST 24 (Hinter- oder vor) GEHEN 26 RUN: engl. rennen 28 ECK(ball) und «über(s) Eck» = diagonal

Lösungswort — **ANLEGESTELLE**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



COSMOGRAPH DAYTONA

Konzipiert für Langstreckenrennfahrer, ist der Cosmograph Daytona dank seiner Chronographenfunktionen und der Tachymeterlunette bis heute eine der legendärsten Rennsportuhren aller Zeiten. Dies ist eine Geschichte von anhaltender Exzellenz. Eine Geschichte aus der Welt von Rolex.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL COSMOGRAPH DAYTONA

BUCHERER

1888

bucherer.com